

Er scheint täglich außer Montags.
Abonnements-Preis für Berlin:
vierteljährlich 3,30 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 28 Pfennige frei in's Haus. Einzelne Nummer 6 Pfennige. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pfennige. Post-Abonnement: 3,30 Mark pro Quartal. Unter Kreuzband: für Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3 Mark, für das übrige Ausland 3 Mark pro Monat. Eingetragen in der Post-Zeitungs-Verzeichnisse für 1891 unter Nr. 6159.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Insertions-Gebühr beträgt für die fünfspaltige Zeile oder deren Raum 40 Pfennige für Dreimonats- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist an Wochentagen bis 7 Uhr Abends, an Sonntagen und Festtagen bis 9 Uhr Vormittags geöffnet.
Zerufdruck-Anstalt:
Zmt VI, Nr. 4106.

Redaktion: Reuth-Strasse 2.

Dienstag, den 29. September 1891.

Expedition: Reuth-Strasse 3.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Oktober eröffnen wir ein neues Abonnement auf den

„Vorwärts“ Berliner Volksblatt.

Der bevorstehende Parteitag in Erfurt mit seiner wichtigen Tagesordnung macht es jedem zielbewußten Arbeiter zur dringenden Pflicht, sich genau und so schnell wie möglich über die Verhandlungen zu informieren. Wir haben Vorkehrungen getroffen, die Genossen allerorts so schnell und ausführlich wie möglich über Alles zu unterrichten, was für die Allgemeinheit wissenswert ist. Wir werden in ausführlichen Originalberichten und Telegrammen täglich über die Verhandlungen referieren. Die Berichterstattung ist bewährten Händen anvertraut.

Der Bezugspreis des

„Vorwärts“ Berliner Volksblatt

mit dem Sonntagsblatt als Gratisbeilage beträgt

1 Mark 10 Pfennige monatlich frei ins Haus,

wöchentlich 28 Pfennige.

Für außerhalb nehmen sämtliche Postanstalten Abonnements zum Preise von

3,30 Mk. für das Quartal

entgegen.

Wir ersuchen unsere Postabonnenten höflichst, das Abonnement rechtzeitig aufzugeben, damit die regelmäßige Zustellung des Blattes keine Unterbrechung erleidet.

Die Redaktion und Expedition des
„Vorwärts“ Berliner Volksblatt.

Der Schlusseffekt.

Die „Kölnische Zeitung“, in welche auch heute noch offiziöse Abwässer zu münden pflegen, so gut wie in das andere schäbige Blatt des Deutschen Reiches, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, hat, wie wir bereits gemeldet haben, kürzlich für neue militärische Forderungen Stimmung zu machen gehabt. Es geschah dies in der altgewohnten Weise: ein patriotischer Wortschwall, der die ernststen Einwände gegen die Mehrbelastung der Nation überdönen soll, und dabei zur Verzierung und als Lockvogel für die, welche nicht alle werben, ein hohles, nichts sagendes, zu nichts verpflichtendes Versprechen. Das Versprechen nämlich, daß vielleicht die Dienstzeit von drei auf zwei Jahre verkürzt werden solle.

Fenilleton.

Nachdruck verboten.)

(28)

Er kehrt zurück!

Originalroman von Jean Meroz.

Von Herzen verabschiedete er die Nonnen, welche in den Hospitälern leben, er sah, wie sie die Kranken belästigten, ohne ihnen jemals eine materielle Erleichterung zu gewähren. Gläubig war er nicht. Sein positiver Verstand ließ ihm die Anwesenheit der barmherzigen Schwestern in den Klöstern als monströs erscheinen; er vermochte sich nicht eines Bittern zu erwehren, wenn er unter den weißen Vorhängen den schwarzen Schatten eines Almosensiers sah, der sich über einen Kranken beugte, dessen Augen sich entsetzt öffneten bei der schrecklichen Erscheinung des Todes in seiner unbarmherzigsten Form.

— Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, sagte er, indem er sich über sie beugte, sie werde darüber wachen, daß man Sie nicht zu sehr belästigt und ich werde Sie gut pflegen, damit Sie bald von hier fortkommen.

Als Larivette ihm mit großen Thränen in den Augen danken wollte, legte er ihr sanft die Hand auf den Mund.

— Sprechen Sie nicht, Sie haben das Fieber, es würde Ihnen schaden . . . und was würde Ihr Freund Mijoulet sagen? Und dann muß ich Ihnen sagen . . . ich liebe Sie sehr, weil Sie einem jungen Mädchen ähnlich sehen, das ich anbede. Wir lieben uns.

Der Preßfreit, der an die Auslassung der „Kölnischen“ sich knüpfte, währt noch immer, und man hat seither viel leeres Stroh gedroschen für und wider. Die Forderung einer Reduktion der Dienstjahre ist von der sozialdemokratischen Partei oft genug erhoben und sachlich begründet worden. Und es ist selbstverständlich, daß wir bereit sind, vorläufig für eine Herabsetzung auf zwei Jahre einzutreten, bis wir die einjährige Dienstzeit erreicht haben, die bis heute ein Vorrecht der Besitzenden, ein Monopol der kapitalistischen Gesellschaftsschichten ist.

Wir fürchten nun zwar die offiziellen Danaer nicht, mögen sie Geschenke bringen oder nicht, aber wir kennen sie zu gut, um nicht zu wissen, daß die ganze Verheißung nur eine Leimruthe für leichtgläubige Gimpel ist. Mit dem Mißtrauen, das nicht umsonst als demokratische Kardinaltugend gilt, tritt man deshalb am besten der neuesten Nachenschaft entgegen, die tatsächlich nur eines bezweckt: die Gemüther für eine Reihe großer Mehrforderungen des Kriegsministers günstig zu stimmen, den Philistern die Nothwendigkeit der Erhöhung des Militäretats plausibel zu machen und dann, sobald das Geld im Kasten klingt, dem Michel das Fell über die Ohren zu ziehen und die verheißene Reform blitzschnell in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Der Samaschengeist, der unsere Herrschenden befeht, ist eine sichere Bürgschaft für die Erhaltung der Einrichtungen, welche dem Kulturfortschritt ein Hinderniß, der Junkerschaft und ihren Troßbuben eine Freude und zwar eine profitliche ist. Die Reduktion der Dienstzeit, wie wir sie anstreben, würde das Heerwesen zu einem wahrhaft vollstündlichen machen, die Wehrfähigen in der That alle unter die Fahnen bringen, ein Volksheer schaffen und die Kostspieligkeit der heutigen Heeresverfassung unmöglich machen. Die Nation soll schlagfertig, soll zur Abwehr friedlicher Angriffe bereit, soll fähig sein, ihre Rechte und ihre Güter mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, bis das Ziel der Völkerverbrüderung erreicht ist . . . Nicht aber wollen wir ein Kriegsheer, wie es heute als Staat im Staate organisiert ist. Und daß die auf dem Volke wuchtenden Lasten erheblich gelindert, daß kolossale Mittel zu wirklich produktiven Zwecken frei würden, wenn eine kürzere Dienstzeit bestände, wer zweifelt daran? Der Militarismus saugt den Massen den letzten Blutstropfen aus durch das System der indirekten Steuern, auf welches er sein Dasein gegründet hat; eine Milliarde nach der anderen gleitet in die unergründlichen Tiefen des Kriegsbudgets, und immer mehr heißt dieser Moloch, der unerfättlich ist. Und das

arbeitende Volk ist es vor allem, das im Heeresdienst Gut- und Blutsteuern zu zahlen hat und pünktlich zahlt.

Wahrlich, es steht unseren Offizieren gut, die Schamlei der Einigkeit und Harmonie zu blasen, den Parteien im Reich gemeinsames Vorgehen im Dienste des Vaterlands zu empfehlen und mit heuchlerischer Miene an die Liebe zur Heimath zu appelliren. Kommt dieser Appell nicht jetzt gerade zur rechten Zeit, da mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung die Deutschen aufgefordert werden, von den Mendelssohn und Warschauer, dem russischen Tyrannen Geld zu leihen, um uns Deutschen den Garaus zu machen. Die Bourgeoisie, an deren Geldbeutel sich die Emissionsfirmen wenden, wird sich freilich nur fragen: Ist das Geschäft „gut“, ist ein Rebbach dabei zu machen? Springt ein Vortheil dabei heraus, ist der Subscriptionskurs nicht zu hoch? Sind die Bedingungen günstig, dann wird der deutsche Kapitalist auf die russische Kriegsanleihe, Nothstandsanleihe geheißen, mit brünstigem Eifer zeichnen, wie er auf die erste deutsche Kriegsanleihe 1870 nicht gezeichnet hat.

Die Situation ist für den lählen Beobachter anziehend genug. Auf der einen Seite lockt der offiziöse Mattenfänger zur freudigen Mehrbewilligung für den Militäretat und zaubert den Wiedermaiern die Fata Morgana der zweijährigen Dienstzeit vor, pour corriger la fortune, wie Riccaut de la Marinière sagen würde. Darob großes Wortgeschwätz zwischen den Hammerstein und Richter. Auf der anderen Seite die Tragikomödie der russischen Anleihe. Man könnte variiren:

Nur die allerdümmsten Rätter
Pumpen ihren Mehrgern selber.“

Und der Schlusseffekt?

Der deutsche Michel wird noch mehr für das herrliche Kriegsheer zu zahlen haben, als bisher.

Der deutsche Michel wird drei Jahre zu dienen haben, wie bisher.

Der kapitalistische Michel pumpt dem Zaren Geld und weht das Messer, mit welchem ihm der Herrscher aller Reußen den Hals abschneiden wird.

Und Herr von Caprioli schaut dem Pumpen mit „Gleichgiltigkeit“ zu und sein „warmes Herz für die Arbeiterklasse“ schlägt so ruhig wie bisher, mag der Militarismus ihr auch den letzten Heller nehmen.

Larivette hatte schlau gelächelt, jetzt wußte sie sich geborgen.

Die Kranken beteten ihn an wegen seiner Sanftmuth und wegen des Trostes, denen er ihnen zu spenden wußte; aber die Verwaltung und die Schwestern verwünschten ihn, denn er sprach fest und stolz, doch er klammerte sich wenig um diesen Haß, denn vor Allem hatte er das Bewußtsein der Pflichterfüllung. Wenn er Larivette mit einem recht zärtlichen Blick betrachtete, so geschah es, weil er eine kleine reizende Pariserin liebte, von Gestalt etwas kleiner als die Blumenverkäuferin. Schon seit zwei Jahren liebte er sie, und war glücklich, wenn er einige Stunden an ihrer Seite gehen konnte, die einzigen Stunden, die er seinen Studien abstaß.

Er hatte wohl eingesehen, daß diese beiden jungen Leute sich gegenseitig leidenschaftlich liebten. Larivette wollte er pflegen und ihr alle Sorgfalt angedeihen lassen, damit sie ihre Wunde und ihren Aufenthalt im Hospital vergesse. Aber er wollte sie auch vor den Qualereien schützen, deren Opfer sie werden sollte, denn er hatte wohl begriffen, daß sein Vorgesetzter ebenso wie die Schwester die entschiedensten Worte dieser armen Kranken nicht würden vergessen können, welche ihren Schmerz überwunden hatte, um ihnen einige bittere Wahrheiten ins Gesicht zu sagen.

Sie ergriff wieder die Hand des Arztes und drückte sie innig, indem sie ihm voll ins Auge schaute.

Sie wäre glücklich gewesen; aber sie schaute sich darnach Mijoulet wiederzusehen und hat den Arzt, ob er dessen Besuch nicht ermöglichen könne. Auf seine besahende Antwort murmelte sie ein „danke!“ Dann schlummerte sie wieder sanft ein, ermüdet durch diesen ereignisreichen Vormittag.

welcher in so peinlicher Weise begonnen hatte und soeben mit solch tröstenden Worten endigte.

Paul Philibert hatte sich, nachdem er die Decke über die Brust der Kranken gelegt, geräuschlos auf den Behen gehend, zurückgezogen.

Die Besuchszeit war beendigt, der Saal lag wieder schweigend da.

Nur auf der Thürschwelle stand die Schwester in ihrem grauen Habit und ihrer weißen Haube, unbeweglich, mit einem bösen Blick nach dem Bett spähend, in welchem die kleine Blumenverkäuferin, eingewiegt durch einen Traum voll Glück und Liebe, schlummerte.

XI.

Marche-Seul, dem es sehr schwer gelungen war, sich einen Weg in der Menge zu bahnen, die auf dem Place de la Concorde hin und herwogte, war an dem Kopf der Brücke angelangt, welche nach der Deputirtenkammer führt.

Das Schauspiel, das er dort sah, war wirklich großartig und aufregend.

Es schien, als ob ganz Paris aus den Vorstädten herabgelommen wäre, und nun damit drohte, durch die gewaltigen Massen die Quais, die Umzäunungsmauer des Tuileriengartens, das Garderobenhäus und das Marineministerium zu zertrümmern.

Die auf den Platz einmündenden Straßen wimmelten von Kämpfern, deren Gesicht durch das Pulver geschwärzt war, während die Augen vom Fieber des Kampfes glänzten. Da bemerkte man Haufen von Nationalgarden, welche sich dem Aufstande angeschlossen hatten.

Aus diesem Menschenmeer, welches wie die Wogen an der Brandung donnerte, ertönte die Marseillaise in lang-

Politische Uebersicht.

Berlin, den 28. September.

Das Börsenmanöver der Herren Mendelssohn und Warschauer, nämlich das Geschwäh, der Reichskanzler billige die von diesen beiden Bankhäusern hier erfolgte Auflegung der neuen russischen Anleihe, ist sofort durch den offiziellen Telegraphen dementirt worden; richtig sei lediglich die Thatsache, heißt es, daß dem Berliner Bankhause, welches sich beim Auswärtigen Amte über die Stellung der Reichsregierung zu der projektirten Anleihe vertraulich erkundigte, geantwortet worden ist, die gegenwärtige politische Lage biete keinen Anlaß, um von Seiten der Regierung in irgend einer Form nach der einen oder anderen Richtung hin in die Angelegenheit einzugreifen.

Diese für Jeden deutliche Antwort — denn daß der Reichskanzler in der heutigen Situation den beiden Bankiers die Auslegung der russischen Anleihe nicht verbieten, ja nicht mal abtrüben dürfe, liegt auf der Hand — genügte den beiden Bankhäusern, daraus einen Schild zu machen, der ihnen das Geschäft erlaubte und zugleich ihren sprichwörtlichen Prozent-Patriotismus deckte.

Noch deutlicher ist die Antwort des Reichskanzleramts in der Form, wie sie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bringt. Diese lautet:

„In den letzten Tagen werden in der Tagespresse, die und da mit einem gewissen Aufwand von Leidenschaftlichkeit, die verschiedenartigsten Konjekturen über die Haltung laut, welche die Reichsregierung zur Zeit auf finanzpolitischem Gebiete in angeblicher Abweichung von ihrem bisherigen Verhalten beobachtet. Mit besonderer Sicherheit tritt dabei an einigen Stellen die Behauptung auf, daß demnach in den bestehenden Bestimmungen, betreffend den Lombardverkehr der Reichsbank und die Beleihbarkeit bestimmter Werthe, eine Aenderung eintreten werde. Auf eingeholte Informationen sind wir in der Lage, zu versichern, daß eine Aenderung dieser Bestimmungen nicht in Aussicht genommen ist.“

Das heißt auf gut deutsch: Die Regierung will die russische Anleihe nicht. Wollte sie dieselbe, so hätte sie in erster Linie das Verbot, bei der Reichsregierung russische Werthe — das sind nämlich die „bestimmten“ Werthe der offiziellen Mundart — zu beleihen, aufgehoben. Und da sie das nicht that und nicht zu thun gedenkt, so liegt ihre Stellungnahme klar zu Tage.

Uebrigens hat die gesammte Presse die Haltung der beiden Bankhäuser verurtheilt — mit Ausnahme der „Freisinnigen Zeitung“, die auch in dieser Frage den Manchester-gaul reitet, ohne indessen für die russische Anleihe sich erwärmen zu wollen.

Ganz anders natürlich die „Hamburger Nachrichten“, das Organ des Fürsten Bismarck, der ja schon früher das Reich mit zwei Milliarden russischer Werthe beglückt hatte. Getreu seiner Vergangenheit läßt er auch diesmal die Werbetrommel für Rußland rühren; zum Glück ist sein Wort in dieser Frage heute bedeutungslos; die Macht der Regierung kann er für diese Finanzoperation aber nicht mehr in die Waagschale werfen; und ohne das dürfte die russische Anleihe diesmal Fiasko machen.

In Ostafrika ist „Alles ruhig“; für die von den Uehes getödteten 300 Schwarzen sind 500 Bulus und 800 Sudanesen engagirt worden — und kann es also mit neuen Kräften frisch frisch wieder los gehen. Besser wäre es freilich, alle die Kolonial-Enthusiasten, die seit Jahren so großes Geschrei erheben, könnten verpflichtet werden, an Stelle dieser schwarzen Sklaven den Segen des Christenthums und der Zivilisation in Ostafrika zu verbreiten; sie vermöchten dort ihrer Begeisterung genügend Ausdruck zu verleihen, daß deutsche Volk wäre sie los und ihr Beispiel würde — zum Vortheil des deutschen Steuerfächels — so rasch wieder keine Nachahmung finden.

Der vom „A. L.“ gemeldete Aufstand der Wadigos war ein gewöhnlicher Steuerkrawall; das Naturvolk steht eben noch auf dem Standpunkt des Steuererweiterungsrechtes, wie es 1848 Lothar Bucher, nunmehriger Wirklicher Geh. Legationsrath a. D., praktizirt hat. Indessen ist dieser Streit über die Palmern-Steuer wieder beigelegt; über das Wie schweigt sich der Telegraph höchst aus. Auch die Hoffnung der Wismann-Schwärmer ist vereitelt; derselbe tritt nicht an die Spitze der Verwaltung, sondern kehrt am 3. Oktober nach Europa zurück.

Auch der britischen Ostafrika-Gesellschaft verursachen die Kolonien Kopfschmerzen. Die „Times“ sprechen von einer ersten Lage, in welcher sich die Gesellschaft befindet. Sie habe infolge der energischen Kon-

kurrenz der Deutschen auf dem Viktoria-Nyanza das Uganda-Gebiet, 500 englische Meilen von der Küste entfernt, besetzen müssen und dadurch ihre Mittel erschöpft. Es müßten große Anstrengungen gemacht werden, hauptsächlich um die Gesellschaft in den Stand zu setzen, ihre Positionen zu behaupten, ohne welche der Sklavenhandel sich alsbald wieder aufrichten würde. Die „Times“ schlägt deshalb vor, England solle der britischen Ostafrika-Gesellschaft eine mäßige Zinsgarantie gewähren für die Erbauung einer Eisenbahn von der Küste bis Uganda. Für die Dringlichkeit eines dahin gehenden Antrages habe sich auch Lord Salisbury in seiner Glasgower Rede ausgesprochen. Nur der von den Liberalen herbeigeführte Schluß der Session habe die Erledigung desselben verhindert.

So stehen die Aussichten der Kolonialpolitik überall unter Part. Trotzdem wird natürlich in derselben Weise fortgewirrt, die Fehler der kapitalistischen Politiker zu bedecken mit den Steuergroschen des arbeitenden Volkes, das hält ja jeder Staat bis dato und auch für geraume Zeit hinaus für „nationale Pflicht“.

Und doch werden die Afrikazüge des europäischen Kapitals niemals einen anderen Erfolg haben als die Römertage für die nord- und mitteleuropäischen Völker in den grauen Tagen unserer Vorfahren hatten. Sie bringen den Einwandernden nur Tod und Verderben.

Daß die Abneigung gegen den Militarismus und den Kriegs-Kultus mit der steigenden Kultur zunimmt und zunehmen muß, ist von Buckle in seiner „Geschichte der Zivilisation“ vortreflich dargelegt und erklärt worden. Die Verrohung, welche die Bismarck'sche Kriegperiode für Deutschland und andere Länder im Gefolge hatte, schien eine Zeit lang den Buckle'schen Satz Lügen zu strafen — wenn man nämlich an die Kultur der herrschenden und sogenannten gebildeten Klassen glaubte. Allmählig ist aber die ein Viertel Jahrhundert lang systematisch gepflegte mordspatriotische Barbarei wieder in den Hintergrund gedrängt worden, und mehr und mehr tritt die Abneigung gegen den Militarismus zu Tage.

Der bairische Volksstamm erweist sich der zweifelhaften Ehre, für besonders rauschhaft und kriegerisch zu gelten. Rauschhaft — das mag bis zu einem gewissen Punkte wahr sein. Kriegerisch aber, im Sinne der Freunde am Krieg, sicherlich nicht. Man schreibt uns aus Bayern: „Es ist mir vielfach aufgefallen, wie das Volk hier an dem Gedächtniß der beiden Ludwige hängt — des Ersten und Zweiten. Und wenn ich mit den Leuten sprach und nach dem Grunde dieser Volksthümlichkeit trotz so notorischer Verschwendung forschte — dann lautete fast regelmäßig die Antwort — ganz oder zum Theil —: Sie gaben das Geld wenigstens nicht für Soldaten aus.“

Das läßt einen Blick thun in die „Volksseele“, die unsere Feinde so gern für sich anrufen.

Ueber das Tempo der Sozialreform von Oben hatten wir eine Notiz gebracht, die sich auf eine Aeußerung des Präsidenten des deutschen Reichs-Versicherungsamtes, Dr. Vöbker, stützte, welche derselbe an der Verner Unfall-Konferenz gethan haben soll, nämlich die gegenwärtige Generation werde die Arbeiter, Wittwen- und Waisenversicherung nicht erleben, wenn dieselbe auch als der Abschluß des Arbeiter-Versicherungsgesetzes zu betrachten sei. In der heutigen „Frankfurter Zeitung“ erklärt Herr Vöbker, er habe jene Aeußerung nicht gethan, er habe vielmehr, nachdem er in Erwiderung auf die vorangegangenen Redner hervorgehoben habe, wie wir unter Schonung bestehender Verhältnisse allmählig zum Ziele zu gelangen suchten, nach dem Protokolle wörtlich geäußert: „So marschirt man also Schritt für Schritt auf dem Wege des Fortschritts. Ist es nicht bezeichnend, daß die gegenwärtige Versammlung ohne Umschweife die Alters- und Invalidenversicherung behandelt hat! So sehe ich auch den Moment kommen, wo man in diesem selben Saale sich mit der Wittwen- und Waisenversicherung beschäftigen wird.“ Weiteres zu dieser Frage habe er überhaupt nicht gesagt.

Wir nehmen von dieser Erklärung des Herrn Vöbker Notiz, obgleich sie unsere Auffassung von dem Tempo der Sozialreform nicht berührt. Denn leider ist dafür nicht der unbestreitbare gute Wille des Herrn Vöbker maßgebend, sondern der „Ausgleich der Interessen.“ Und wie die Regierung diesen ausfaßt, das hat die Form gezeigt, in welcher sie der Forderung des Normal-Arbeitstages der Februar-Erlasse praktischen Ausdruck verlieh durch die „Arbeiter-Schutzgesetz-Novelle“. In dem Erlasse war seine Nothwendigkeit betont, im Arbeiter-Schutz-Gesetz fehlte die Bestimmung des Normal-Arbeitstages; und was in den

— Nun wohl! was machtest Du da, mit Deinem erschreckten Gesicht?

Antworte doch, was ist aus Dir geworden, was hast Du mit Deinen Truppen gemacht, wie hast Du meinen Befehl ausgeführt?

Ebenso wenig eine Antwort wie vorher.

Nun wurde Marche-Seul überaus ungeduldig. Das Benehmen des Lehrlings ärgerte ihn umso mehr, als er ihn eines Verrathes, einer Schwäche für unfähig hielt. Er konnte den Lehrling hinreichend, um daran zu zweifeln, daß er anstatt vor der Ausführung seines Auftrages den Muth zu verlieren, dieselbe viel eher aus Uebereifer und Tollkühnheit überstürzt hatte. Immer ungeduldiger wollte er Näheres erfahren und begann wieder mit seiner rauhen Stimme: Nun, sprich doch! Warum bleibst Du stumm wie ein Karpfen?

— Also Bürger Marche-Seul, nachdem ich Sie auf der Rue Julien-le-Pauvre verlassen hatte, raffte ich so viel Leute wie nur möglich zusammen und wandte mich stracks gegen das Palais-Royal, wo Sie mich treffen wollten. Ich habe mich auf dem Wege nicht aufgehalten. . . . doch! — ich habe mich aufgehalten und höllische Furcht ausgestanden, ja, ja, Bürger Marche-Seul.

Untenwegs hatte ich auf dem Wallgange des Pont-Neuf den Polizeispion Collard bemerkt, welcher sich in einer Gasse versteckte; ich habe viel Furcht ausgestanden. In dem Trupp, welchen ich gebildet hatte, gab es Bürger, die ihn kannten und ihn wie einen Hund niederknallt haben würden.

Was thun? Ich erinnerte mich der Empfehlung, welche Sie mir leise in's Ohr geflüstert hatten, dann ließ ich meine Leute nach dem Standbilde Heinrich IV. kehrt machen, hielt ihnen eine ganz nette Rede und dann rückten wir ab, ohne daß eine Menschenseele Collard bemerkt hätte. Glauben Sie mir, Bürger, ich hatte nicht geringe

Erfolge, war hier in aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit enthalten; der Kontraktbruch und der Duzen-Paragrah! —

Das bekannte Urtheil gegen den Gothaer Redakteur Voshart, welcher der Majestätsbeleidigung für schuldig erkannt wurde, weil der Fürst Ferdinand von Bulgarien, den er zum Gegenstand einer tadelnden Kritik gemacht hatte, mit dem Koburg-Gothaer Fürstenhause verwandt ist, wurde vom Reichsgericht aufgehoben. Es liegt darüber zur Stunde nur ein Telegramm vor; aus welchen Gründen das Reichsgericht das Urtheil aufhob, ist danach noch nicht zu sagen — hoffentlich aber ist das Reichsgericht von demselben Gesichtspunkt ausgegangen, von welchem aus die öffentliche Meinung Deutschlands — in diesem Falle wohl ungetheilt — das Urtheil verwarf: daß nämlich, wenn es aufrecht erhalten bliebe, die deutsche Presse über fremde Fürstlichkeiten, und wären sie geschworene Feinde des deutschen Volks, Kirchhofschweigen bewahren müßte, denn mit Deutschlands Fürstenhäusern ist ja so ziemlich das ganze Potentatenthum der zivilisirten Erde verwandt.

Die badischen Landtags-Wahlen haben mit einer vernichtenden Niederlage der Nationalliberalen geendet — eine Niederlage, die um so schmächtlicher ist, als vor der Wahl sogar die Regierung in einem auf schlimmste Wahlbeeinflussung hinauslaufenden Erlasse sich mit der national-liberalen Partei identifizirt hatte. In Frage kamen bei den diesmaligen Ergänzungswahlen 32 Mandate, von denen die Nationalliberalen 28 innegehabt hatten; von diesen 28 hat die Partei der politischen Charakterlosigkeit 18 verloren: 7 an die Ultramontanen, 8 an die Freisinnigen, 2 an unsere Partei und 1 an die Konservativen. Und was das Lustigste an der Sache ist, das indirekte Wahlsystem, das dazu dienen sollte, die Parteiherrschaft der Nationalliberalen zu verewigen, hat sich gegen seine Väter und Lobredner gewendet und — o Ironie des Schicksals — den Sozialdemokraten den Sieg verschafft. Trotzdem in Mannheim die Nationalliberalen ca. 400 Wähler mehr an die Wahlurne gebracht hatten, als unsere Partei, hatten wir nach der Bezirkseinteilung doch ca. 50 Wahlmänner mehr ernennen können, so daß Mannheim, wo die Nationalliberalen seit Jahrzehnten ein rücksichtsloses Parteiregiment führten und führen, von nun ab im Reichstag wie im Landtag von der Sozialdemokratie vertreten wird. Vielleicht hilft dieser Wahlausgang die Vorliebe der Nationalliberalen für das gepriesene indirekte Wahlsystem etwas ab. Unseren Genossen hat natürlich dieser Umstand, der sich als ein Stück politischer Nemesis darstellt, die Siegesfreude erst recht erhöht.

Um dies Strafgericht zu verstehen, welches den Nationalliberalismus in Baden ereilt hat, muß man sich die Entstehungsgeschichte desselben vergegenwärtigen.

Der badische Nationalliberalismus hat seine Wurzel in der Niederlage der Volkserhebungen von 1848 und 1849. Baden stand damals bekanntlich in vorderster Reihe. Der Liberalismus der vierziger Jahre hatte der Demokratie den Weg gebahnt und die Februarrevolution fand in ganz Deutschland nirgendwo anders einen so empfanglichen Boden wie in Baden, dem Vaterland des vormärzlichen Parlamentarismus. Arbeiter, Bauern und Kleinbürger stürzten sich begeistert in den Strudel der Bewegung: im Frühling 1849 der Heckerputsch — im Herbst 1849 der Straußputsch — und im Mai 1849 die allgemeine, das ganze Land umfassende Volkserhebung — die sogenannte Reichsverfassungscampagne; die große Mehrzahl des Volkes demokratisch und republikanisch.

Die Erhebung ward niedergeschlagen — das Standrecht arbeitete, alle Kerker wurden gefüllt, vollgestopft zum Bersten, viele Tausende ins Ausland getrieben — das Land buchstäblich entvölkert — ein Kirchhof. Und auf das Grab der Freiheit setzte sich eines schönen Tages ein häßlicher Wechselbalg und krächzte: „Ich bin die Freiheit, was unter mir begraben liegt, das war mir ein Scherz, das meinen Namen sich angemacht hatte und die verdiente Strafe davongetragen hat. Die preussische Armee, von der es getödtet ward, hat uns erlöst, hat uns die wahre Freiheit gebracht. Und die wahre Freiheit, das bin ich!“ Widerspruch gab's nicht auf dem Kirchhof — was freilich gesimmt war, lag todt auf dem Schlachtfeld, in den Laufgräben von Kastatt, auf der Wichte in Freiburg, in den Kerker

Furcht, ich stand wirklich Angst aus. Ich hätte mich lieber ganz allein gegen ein Linienregiment geschlagen.

Marche-Seul nahm die Hand des jungen Mannes und drückte sie kräftig. „Ich danke Dir, Mijoulet, Du bist ein tapferer und muthiger Junge. Ich werde niemals vergessen, was Du da geleistet hast.“

Mijoulet wurde immer mehr verdutzt; dieser Händedruck, diese warme Umarmung dafür, daß er einem Spion das Leben gerettet hatte, machte ihn ganz verwirrt, er wußte nicht mehr, wie er sich das erklären sollte.

Er fuhr dann in seinem Bericht fort und zwar jetzt mit stärkerer Stimme, weil der Tumult zunahm, als sie vor dem Gitter des Palais ankamen. Dieses war von Schutzleuten bemacht, welche die Passage sperreten, und nur mit großer Mühe die Menge abwehrten. — In kurzen, abgerissenen Worten erzählte er Marche-Seul, wie er, nachdem der Posten am Chateau d'Eau überwältigt worden war, in die Tuileries, aus denen der König soeben die Flucht ergriffen hatte, eingedrungen und wie er dort in der Unordnung und dem Gewühl von seinem Trupp getrennt und ins Freie gedrängt worden sei, ohne recht zu wissen, wie.

Er hatte Mühe gehabt nach dem Confortienplatz zu kommen, an den Ort, wo Marche-Seul ihn getroffen hatte. Nun war er niedergeschlagen, weil er vorwärts dabei fürchtete, daß er die Leitung der Aufständischen, welche er befehligte, aus den Händen gelassen habe.

Aber Marche-Seul hatte ihn wieder mit den Worten beruhigt: „Kalt Blut, mein Freund, ärgere Dich nicht, Du hast Deine Pflicht erfüllt und trägst keine Schuld daran.“

Meinen Sie, Bürger Marche-Seul?

Und als dieser kurz durch ein Kopfschütteln geantwortet hatte, kam Mijoulet wieder zu sich, nahm sein gewöhnliches Aussehen wieder an und sprach beinahe in die Höhe vor Freude, als der Schutzleuten ihn unter den Arm nahm. (F. I.)

— oder als, falls es nicht verkümmerte, das harte, bittere Brot des Elends und der Verbannung in fremdem Land. Und so konnte der Wechselbalg aus dem Grab der Freiheit sich einen Thron machen — und daneben einen Altar bauen, auf dem das Götzenbild Bismarck's prangte, des Blutes und Eisenmannes, des Einigers und Befreiers der deutschen Nation!

Vierzig Jahre lang hat der Wechselbalg geherrscht, despotisch geherrscht im Lande Baden — Alles, was sich nicht unterwarf, erdroffend, vergiftend, niederknüppelnd, — bis die Gräber des Kirchhofs sich öffneten, die Freiheit ihre Auferstehung hielt und das Strafgericht kam. Es begann am 20. Februar 1890 — und der 24. September dieses Jahres hat das begonnene Werk zwar noch nicht vollendet, aber doch so kräftig und gründlich fortgesetzt, daß die Nemesis nur noch Nachlese zu halten hat. Möge kein Erbarmen die strafende Hand lähmen! —

Die Verhandlungen des **Vernier Unfallshuh-Kongresses** hatten natürlich weniger den Zweck, große Beschlüsse zu fassen, als über das Prinzip der staatlichen Arbeiterversicherung sich zu verständigen und die gemachten Erfahrungen auszutauschen. Und wenn die „Freisinnige Zeitung“ es die interessanteste Erscheinung nennt, daß gerade die Franzosen sich gegen den Staatssozialismus erklärten, so scheint für Herrn Richter eine alte Thatsache um deswillen um so interessanter zu werden, als sie älter wird. Ein Blick auf den Mechelner Katholikerkongress hätte ihm dieselbe „interessante Erscheinung“ gezeigt. Daß die französischen Delegierten „gegen die Beschränkung der persönlichen Freiheit durch eine staatliche Versicherung mit Entschiedenheit eintraten“, ist für Eugen Richter natürlich ein wahres Apsal; und so zittert er denn die Manchesterer der Franzosen mit inutigem Vergnügen:

„Die Privatversicherung dürfte deshalb nicht zu Gunsten einer staatlichen Versicherung beschränkt werden. Ein solcher Staatssozialismus würde zur Folge haben, daß die freiwillige, private Fürsorge der Unternehmer, die bisher durch Schaffung von Wohlfahrtsvereinen unendlich viel Gutes geschaffen haben, gelähmt und dadurch an die Stelle der persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein kalter Bureaucratismus gesetzt werde. Auch liegt die Besorgnis nahe, daß durch eine allgemeine obligatorische Unfallversicherung der Reichthum und die Gleichgültigkeit der Arbeiter gegen die Gefahren des Betriebes erhöht und dadurch die Zahl der Unfälle vermehrt würde.“

Herr Richter vergißt oder unterschlägt die Thatsache, daß unter den französischen Delegierten, die so begeisterte Loblieder auf die Privatversicherung sangen, so und so viele Beamten, Direktoren, Aufsichtsräte von Privatversicherungs-Anstalten waren, die natürlich aus der staatlichen Versicherung eine Schwächung ihrer Tantiemen und Dividenden befürchteten! und was die „freiwillige, private Fürsorge der Unternehmer, die bisher durch Schaffung von Wohlfahrtsvereinen unendlich viel Gutes geschaffen haben“, betrifft, so ist das so — naiv, daß man darüber vor deutschen Arbeitern nicht mal mehr zu höhnen braucht! Auch die Belgier vertreten diesen Standpunkt, und Belgien ist in der That das typische Musterland für die „freiwillige, private Fürsorge der Unternehmer“, die so „unendlich viel Gutes geschaffen haben“. Ueber den „Reichthum und die Gleichgültigkeit der Arbeiter gegen Gefahren des Betriebes“ werden wir morgen Herrn Bödiker gegen Herrn Richter ins Feld führen.

Einen praktischen Beschluß faßte der Kongress in der Annahme folgenden von Dr. Guillaume, Direktor des eidgenössischen statistischen Bureau's, gestellten Antrags:

„Um die statistischen Ergebnisse, welche in den verschiedenen Staaten zusammengestellt werden, immer vergleichbarer zu gestalten, spricht der im September 1891 in Bern versammelte internationale Kongress betreffend Unfälle bei der Arbeit den Wunsch aus, es möge eine Spezialkommission beauftragt werden: a) mit der Ausarbeitung einer Benennung der Todesursachen, herührend von Krankheiten und Unfällen, welche Benennung die Möglichkeit böte, in allen Staaten angenommen und befolgt zu werden; b) mit der Aufstellung einer Gruppierung der Krankheiten und Unfälle, indem eine genaue Definition dieser letzteren gegeben wird und in dem Regeln aufgestellt werden, welche im Zweifelsfalle zu befolgen sind; c) mit der Aufstellung einer Benennung der Verufe und Beschäftigungen und mit der Feststellung der Gruppierung in einer Weise, daß diese Liste in allen Ländern für die verschiedenen statistischen Arbeiten angenommen werden kann. Der ständige Ausschuss des Unfallkongresses ist beauftragt, diesen Wunsch dem internationalen Institut für Statistik mitzutheilen und sich mit ihm ins Einvernehmen zu setzen, auf daß die Spezialkommission ernannt werde und in derselben u. A. vertreten seien: das internationale Institut für Statistik, das internationale Komitee für Unfälle bei der Arbeit, das internationale Komitee für Hygiene und Demographie, die internationale Kommission für Strafrechtspflege.“

In der Schlussitzung am Samstagabend wurde die Einführung einer einheitlichen zuverlässigen Berufsstatistik für alle Staaten als wünschenswert beschlossen, ferner die regelmäßige Berufung solcher Kongresse im Zeitraum von je zwei bis vier Jahren und endlich ein permanentes Komitee ernannt, das Zeit und Ort dieser Kongresse bestimmen wird. —

Auch unsere französischen Parteigenossen verwerthen bereits die Beschlüsse des Brüsseler Kongresses praktisch, indem sie — wie der Telegraph meldet — den Vorschlag machten, daß ein nationales Arbeitssekretariat errichtet werde, welches die statistischen Berichte bezüglich der Arbeiterorganisation und Arbeiterbewegung zusammenzustellen und zu bearbeiten, sowie die Korrespondenz mit den ausländischen Arbeitssekretariaten zu führen hat. Dem nationalen Arbeitssekretariate sollen Delegirte der Arbeitsbörsen, der Subdite und einzelnen sozialistischen Parteigruppen angehören. Der diesbezüglich von unserm Genossen Guesde gestellte Antrag dürfte voraussichtlich von allen sozialistischen Gruppen, also auch den Possibilisten, die ja übrigens auf dem Brüsseler Kongress gleichfalls vertreten waren, angenommen werden. Man legt auf die Errichtung eines Sekretariates um so mehr Werth, als dasselbe in den Fällen eingreifen soll, wo französische Arbeitgeber sich fremder Arbeitskräfte gegen die einheimischen bedienen wollen und umgekehrt; ferner soll dem Sekretariate die Veranlassung der Waimanifestation obliegen.

Kurz, überall schiden sich die Arbeiter an, den Beschlüssen des Brüsseler Kongresses praktische Folge zu geben, und damit ist der Internationalismus zu einer realen Thatsache geworden, mit welcher der Kapitalismus bereits jetzt ernstlich zu rechnen haben wird.

Daß diese Entwicklung so ruhig, organisch sich vollzieht, daß ist Verdienst und Folge der marxistischen

Sozialdemokratie, wenn man diesen Ausdruck einmal gestatten will.

Ueber den **Ausschluß der anarchischen Delegirten** am Brüsseler Kongress spricht sich der „Schweizerische Sozialdemokrat“ in einer längeren Würdigung der Bedeutung des Brüsseler Kongresses wie folgt aus:

„Diese Einigung aller sozialistisch gesinnten Arbeiter hatte aber auch die Scheidung zwischen Sozialisten und Anarchisten zur Voraussetzung, und das betradete ich als die zweite Errungenschaft des Brüsseler Kongresses. Nicht als ob ich auch nur von Ferne dächte, die gute Meinung der Anarchisten der Theorie in Zweifel zu ziehen. Das lag aber auch nicht in der Absicht des Kongresses, so wenig als der Ausschluß der Anarchisten irgend welcher Verleugung gleichkommt. Daß man den Anarchisten nicht besonders grün ist, läßt sich freilich nicht leugnen. Der jedoch weiß, wie sie uns am Marxistischen Pariser Kongress durch alle Proteste, Angriffe, Zwischenrufe, Spektakel, hindrieten, und wer sich erinnert, wie leidenschaftlich und geschäftig ihre Presse über uns herfiel, muß gestehen, daß die Anarchisten kein Recht haben, von unseren Kongressen, deren Zeit so wie so jenseits kurz bemessen ist, eine allzu nachsichtige Behandlung zu verlangen. Immerhin wären die Leute ja schließlich noch zu ertragen, wenn nicht der prinzipielle Gegensatz da wäre, welcher ein gemeinsames Tugun einfach unmöglich macht. Denn wie soll man sich mit einem Menschen verständigen können, der grundsätzlich auf einem ganz anderen Boden steht, als wir. Da ist alles Diskutiren eine Zeitverschwendung, verlorenes Liebesmühen, an der man schließlich selbst zu Grunde geht.“

Stimmt; und diese Beweggründe waren es auch in der That, welche den Delegirten die in Frage kommenden Beschlüsse zur Pflicht machten. —

Während der **Nothstand** in den höheren Regionen der deutschen Gesellschaft noch immer nicht erkannt wird, wie die Debatten der Nothstandskommission beweisen, haben die Gemeinden ihre liebe Noth, um die Opfer des Nothstands vorm Schlimmsten zu bewahren. Namentlich in den Distrikten, wo die Textilindustrie vorherrscht, ist übersteigt die Zahl der Unterstützungsanträge, welche den Gemeindebehörden unterbreitet worden, alles, was bisher da gewesen. Nachdem z. B. die Stadtgemeinde Crefeld erst vor kurzem 10 000 M. zur Beschäftigung von Arbeitslosen angewiesen hat, hat sie jetzt wieder eine gleich hohe Summe zu demselben Zwecke bewilligen müssen. Allein 310 beschäftigungslose Webern, Färber u. dgl. müßte städtischerseits Arbeit beschafft werden — dabei läßt in den übrigen Berufsarten der Geschäftsgang gleichfalls sehr zu wünschen übrig.

Man braucht nach allem kein Schwarzseher zu sein, um sich zu sagen, daß wir einem Winter entgegengehen, der unter Hinzutritt der Lebensmittelerhöhung an sozialer Noth Grauenhaftes bringen wird. —

Von Herrn Köhler erhalten wir nachstehende

Erwiderung.
Auf den etwas verdeckten und durch die Redaktion gedeckten Angriff in Nr. 213 des „Vorwärts“ auf meine Schrift „Der sozialdemokratische Staat“ gestatte ich mir Folgendes zu entgegnen und speziell an die Adresse des Verfassers des Angriffs zu richten:

Gewöhnlich wird es als ein bedeutender Grad von Oberflächlichkeit betrachtet, wenn Jemand Wider bespricht, die er nur durch blättern; im vorliegenden Falle sind jedoch vielleicht für den Angreifer zwingende Gründe dafür vorhanden, so schnell als nur möglich dreinzuhäufen und mit groben, starkwirkenden Mitteln, Albernheiten u. zu arbeiten, noch ehe die Schrift komplett vorliegt. Meine Begegnung. Ich habe insofern dieser Vorkriegsheit das Recht, nun auch meinerseits einige Sätze herauszugreifen und nach Gebühr abzumurren. Ein Streit von A bis Z wäre mir abzuwachen der Parteigenossen ohnedies zuzumider.

Es muß doch ein ganz geheimnißvolles räthselhaftes Ding sein, dieses „Wesen des Sozialismus“, wenn man als normaler Parteigenosse in Jahrgedichten dieses „Wesens“ nicht erkennen lernt, wie es nach dem Urtheil des Angreifers mir und zahlreichem andern meiner seit fast 20 Jahren zur Partei gehörenden und ebenso belesenen wie überlegten Freunde geht. Ich frage den Angreifer, was da wohl die zahlreichen Massen der Handarbeiter, die sich zur Sozialdemokratie zählen, machen sollen, um dieses Ding zu erfassen? Macht es dann etwa das bekannte „indische Gemüth“? Indessen sieht es beinahe so aus, als ob der „sozialistische Gedanke“, das „Wesen des Sozialismus“ vorläufig noch das geistige Eigentum einer kleinen Gesellschaft, einer Familie Meibens müße. Möge man dort mit diesem Gedanken so lange spielen, wie man sein Vergnügen daran hat — unterdessen geht die Geschichte ihren Gang.

Da wird von Seite 78 meiner Schrift der Satz herausgegriffen von der Ablösung der Besitzrechte. Was wollen wir denn? Sollen die Besitzer ohne alle Renten-Antschädigung expropriirt werden? Wem es gefällt, solche Forderung auszusprechen, der mag es thun. Ich bin aber dafür, daß die Expropriirten eine mäßige Entschädigung erhalten; ich bin dafür, daß dies im Interesse der Partei und ihrer Machtvergrößerung ausgesprochen wird, im Interesse der Wirkung der Darstellung unserer Ziele auf diejenigen, die uns noch fernstehen, im Interesse der bewährten Taktik unserer Partei, welche radikale Ziele auf geistlichem Wege zu erreichen sucht, so lange sie auf diesem Wege dem allgemeinen Volkswilligen erreichbar erscheinen. Wo liegt denn da die Albernheit? Ferner bin ich dafür, daß ausgesprochen wird, daß am Tage der Abrechnung ein Unterchied gemacht werde zwischen bekannten Feinden unserer Sache und Andern. Ist das eine Albernheit? Sollen die Feinde bei der großen Umwälzung extra honorirt werden?

Ober erregt es den Unmuth meines Gegners, daß ich für die Umgestaltung eines bestimmten Zeitpunkt annehme, von welchem ab rückwärts das Verhalten der Expropriirten geprüft und untersucht werden könnte. Aber auch ein Revolutionskampf zwischen Proletariat und Reaktion trafe auf einen Zeitpunkt. Und man will entweder Ablösungsbrente, oder man will keine. Auf welcher Seite liegt denn nun da eigentlich die größere Albernheit?

Also verheißt Parteigenosse und Gegner, nicht so bißig in der „Rage“, in welche Sie meine Bogen verlegt zu haben scheinen: Wuth und Kerger sind Zeichen von Schwäche, entweder der persönlichen oder der der vertheidigten Position.
Die Geschichte beweist, daß sich die Umgestaltung unter Noth und Brand vollziehen werde, ganz bestimmt, ohne allen Zweifel? Woher weiß dies der Gegner, daß die Geschichte beweise? Also weil wir Menschen gleiche Abhängigkeit und gleichen Ursprung mit dem Aßen haben, darum sollen wir ewig zur Affigkeit verurtheilt sein? Weil seit her Streitigkeiten der Regierungen oder der Völker durch Kriegspragelien „geschlichtet“ und ausgeglichen worden sind, darum wird das auch in alle Zukunft so bleiben? Weil sich seit her die wirtschaftlichen Umgestaltungen „von selbst“ und planlos, „aus Entwicklung“, vollzogen haben, darum wird und darum muß die gesellschaftliche Umgestaltung immer planlos vor sich gehen? Weil seit her gewaltsame blutige Vorgänge die Begleiterscheinungen der Umgestaltungen im Völkerverleben waren, darum und nur darum wird das

auch fernherin so sein und bleiben? Gäwahr eine äußerst flache, zum Mindesten sehr konfessionale und wenig zur Lehre von allgemeinen „Gründe“ passende Anschauung, die mit hoher Weisheit, dem Gegentheil von Albernheit, verzwweifelt wenig Nützlichkeit hat. Erst vor einigen Wochen schrieb mir ein hervorragender Parteigenosse: „Die ökonomische Revolution, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft vollzieht, ist einzig in ihrer Art und so wird auch der Umwandlungsprozeß einzig in seiner Art sein.“

Wir haben die Pflicht, Alles zu thun, was zur friedlichen und gefeglichen Umgestaltung notwendig ist. Wenn der Gegner anderer Ansicht ist, so möge er nur auf den „Sondermarkenmarkt“ „Säbel schleifen“ gehen. Denn da er nach seiner Richtung hin etwas über die Zukunft zu wissen vorgiebt, so weiß er auch nichts über den Eintritt der Umgestaltungen — und es ist doch notwendig, daß die große Zeit, wo die richtigen Zustände losgehen, die nötige Anzahl scharfer Säbel vorfindet.

Wenn der Angreifer von sich und Andern sagt: wir können nicht wissen, was anzukommen ist, so mag das seine Nichtigkeit haben; — eben darum zum Theil habe ich ja das Buch geschrieben.

Da ist also überall verflucht wenig Logik; der erste und zwar verfrühte Angriff auf meine Darlegungen war ein verfrühter, wie die „Freisinnige Zeitung“ durch beifälliges Zuvörderst ihresseits bestätigt. Der Angriff hätte wenigstens warten müssen, bis das ganze Buch „durchblättert“ werden kann, und wenn die Angriffe künftighin nicht von besserer Qualität sind, so lohnt es sich kaum, je wieder Zeit zur Abwehr zu verwenden.

Oswald Köhler.

Wir haben nicht die Absicht, uns hier in eine längere Debatte über alle von Herrn Köhler in seiner „Erwiderung“ angeregten Punkte einzulassen; wir wollen die Streitfrage auch heute auf den Gesichtspunkt beschränken, von dem unsere erste Notiz ausging. Vorausgeschiden müssen wir, daß Herr Köhler in der Annahme des Verfassers jener Notiz gründlich irrt, weshalb auch seine Bemerkung von dem „etwas versteckten und durch die Redaktion gedeckten Angriff“ gegenstandslos ist. Und nun ein paar Bemerkungen zum Streitgegenstand.

Herr Köhler befindet sich von vorneherein in einem Grundirrtum: es hat sich für uns gar nicht darum gehandelt, seine Schrift zu besprechen, sondern darum, den Standpunkt der Partei gegenüber dieser Schrift zu präzisieren, d. h. zu vertheidigen, daß irgend ein Gegner dieselbe, weil sie im Verlage von Parteigenossen erscheint, als den Ausdruck der Auffassung der deutschen Sozialdemokratie hinstellen und diese für die Köhler'schen Privatliebhabereien verantwortlich machen könne. Und um zu der in unserem Artikel ausgesprochenen Ablehnung zu kommen, war die zitierte Stelle, die wir nochmals reproduzieren, mehr als genügend. Diese Stelle lautet:

„Da sich unter der seitherigen Gesellschaftsverfassung der größte Theil des Grund und Bodens und der Gebäude im Privatbesitz von Einzelnen oder Gesellschaften befindet, so werden zum Zwecke des friedlichen und gefeglichen Ueberganges aus den alten Zuständen in die neuen die bisherigen Privatbesitzer dadurch zufrieden gestellt, daß sie für ihre Besitzanteile (nominelle Besitzrechte, Hypothekensforderungen) für die Zeit ihres Lebens eine gewisse Rente aus Staats- oder Provinzialmitteln empfangen, sofern ihre politische Haltung während der letzten Jahre vor Beginn der gesellschaftlichen Umgestaltung eine dieser Umgestaltung nicht ausgesprochen feindliche gewesen ist. Als Unterlage für die Beurtheilung der Frage, ob ein Rentenanspruch durch die seitherige Haltung verwickelt ist oder nicht, gelten die Personalnotizen der sozialdemokratischen Partei und ihrer Mitglieder und die Mittheilungen der öffentlichen Druckschriften, Zeitungen u. s. w. Als Feinde der Umgestaltung werden dabei diejenigen betrachtet, welche die Hauptpunkte des sozialdemokratischen Programms positiv bekämpft oder verächtlich zu machen gesucht, oder welche solche Personen, die auf dem Boden der Hauptforderungen stehen, resp. standen, wegen dieser Haltung geschädigt oder zu schädigen versucht haben.“

Ob eine „Ablösung der Besitzrechte“ in Form der Rentenentschädigung stattfinden werde oder nicht, ist wie die ganze Köhler'sche Zukunftsmusik eine mäßige Frage. Heute stehen wir nicht vor dieser Frage. Als eine Rechtsfrage kann sie nach unserer Auffassung niemals gestellt werden; als eine Frage der Zweckmäßigkeit muß sie nach Lage der Dinge in jenem Moment beurtheilt werden, in welchem sie zu unserer Entscheidung steht. Diesen Moment, die bis dahin vorschickende Entwicklung können wir heute nicht bestimmen; „Besitzrechte“, die heute mit Monopolpreisen aufgekauft und abgelöst werden, können durch die bloße technische Entwicklung von einem Tage zum andern theilweise oder völlig werthlos werden. Will Herr Köhler nebenbei Umschau halten unter unseren Genossen, wie viele geneigt sein dürften, den Rothschild's, Krupp's, Stumm's, Baare's, Bismarck's (z. B. für den Sachsenwald) u. u. Rentenansprüche zu gewähren, so dürfte er über seine Auffassung der „bewährten Taktik unserer Partei“ arge Enttäuschungen erleben.

Aber bezeichnend ist es doch, daß Herr Köhler, der so fürchterlich gezwungen über das Wesen der Sozialdemokratie wüthet, auch heute noch nicht begreift, wie unfähig ungeheuerlich und albern es ist, diese Frage der Besitzrechtsablösung zu einer Frage der politischen Gesinnung, bezw. Gesinnungslosigkeit zu machen! Und nicht bloß das, sondern die Entscheidung über diese Frage dann dem Haß und der Leidenschaft des parteipolitischen Tageskampfes zu übertragen! Die „Konduitenlisten“ des Herrn Köhler übertreffen alle Proskriptionslisten, welche die Geschichte verurtheilt hat; gegen die „Personalnotizen der sozialdemokratischen Partei, ihrer Mitglieder, die Mittheilungen der öffentlichen Druckschriften, Zeitungen u. s. w.“ ist die ganze Puttkamer'sche Polizeiprozis das reine Waisenknechtentum. Ob Jemand den „Versuch“ unternommen hat, die Hauptpunkte des sozialdemokratischen Programms verächtlich zu machen, oder ob Jemand in einem solch eminenten Interessenkampf den „Versuch“ machte, den Gegner „zu schädigen“, das soll nach Herrn Köhler die Entscheidung bilden für die Beurtheilung eines Rechtsanspruches!

Sollte Herr Köhler immer noch nicht verstehen, was wir albern und ungeheuerlich genannt haben?

Freilich, mit solch ungeheuerlichen Polizeibegriffen noch zu fragen, was für ein räthselhaftes, geheimnißvolles Ding das „Wesen des Sozialismus“ ist, das — Herr Köhler muß uns das Wort nochmals gestatten — bringt nur Jemand fertig, der keinen Begriff davon hat. —

Theater.

Dienstag, den 29. September.
 Opernhaus. Der Waffenschied.
 Schauspielhaus. Der neue Herr.
 Lessing-Theater. Der Präsident.
 Berliner Theater. Die Neuerwählten. — Jugendliebe.
 Deutsches Theater. Die Sonne.
 Residenz-Theater. Georgette.
 Walker-Theater. Der Mann mit
 hundert Köpfen. — Musikalisch-
 bellamatorische Abendunterhaltung.
 Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
 Oskel Gyprian.
 Thomas-Theater. Mädchenschule!
 Ostend-Theater. Vom Stamm der
 Ura.
 Belle Alliance - Theater. Jung-
 Deutschland zur See.
 Adolph Ernst - Theater. Der
 große Prophet.
 Alexanderyah-Theater. Schwarze
 Brüder.
 Feenpalast. Spezialitäten-Vorstellung.
 Gebrüder Richter's Variété. Spe-
 zialitäten-Vorstellung.
 Theater der Reichshallen. Spe-
 zialitäten-Vorstellung.
 Winter-Garten. Spezialitäten-Vor-
 stellung.
 Sonhordia-Palast-Theater. Spe-
 zialitäten-Vorstellung.
 Kaufmann's Variété. Spezialitäten-
 Vorstellung.
 Eisbühnen. Theater und Spezialitäten-
 Vorstellung.



heater d. Reichshalle:
 Sensations-Nummern
 Rosita.
 Hunde-Orchester.
 Charlie u. Henry Avolo.
 Anfang 7 1/2 Uhr. Haydn u. f. w.



Gratweil'sche
 Bierhallen.
 Kommandantenstr. 77-79.
 Heute sowie täglich:
 Auftreten der
 Hamburger Gaudebrüder

Konzert- und Kuppelbühnen.
 Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags
 6 Uhr. Entrée: Wochentags 10 Pf.,
 Sonntags 25 Pf.
 Empfehle meinen berühmten Mittags-
 tisch à la Duval. 8 Regelbahnen
 6 Billards, 2 Säle. 1169L

Stabliement Buggenhagen
 am Moritzplatz.
 Täglich:
 Unterhaltungs-Musik.
 Direktion A. Bödmann.
 Dienstag und Freitag: Walzer-Abend.
 Großer Frühstücks- und Mittagstisch.
 Spezial-Ausgang von Bahnhofs-
 Export-Bier, Seidel 15 Pf.
 641 F. Müller.

Castan's Panopticum.
 Jetzt: Friedrichstr. 165,
 Ecke Behrenstrasse.
 Neu:
 Raubmörder Wetzel.
 Geöffn. v. 9 Uhr früh bis 10 Uhr Abends.
 Entrée 50 Pf. Kinder 25 Pf.



Passage-
 Panopticum
 ist bis zur
 Fertigstellung
 des neuen
 Theater-Saales
 geschlossen.

Feen-Palast
 Burgstraße, neben der Börse.
 Spezialität: Theater I. Rang.
 Anf.: Wochentags 7 1/2 Uhr. Entrée 50 Pf.
 Sonntags 6 1/2 75

Evora - Bräu.
 Echtes Nürnberger Bier,
 Original-Füllung der Export-Brauerei
 Evora & Meyer, Fürth-Nürnberg in
 Bayern, 25 Flaschen für 3 Mk. frei
 Haus, ohne Pfand, empfiehlt
 Otto Linke & Co.,
 Hauptkellerei Berl. Lagerhof III,
 Fernsprech-Amt III, Nr. 404.

Empfehle Freunden und Genossen
 meine Restauration
 mit Vereinszimmer, gegenüber Pauer-
 stein's Vereinslokal. 1131L
 J. Lenz, Alte Jakobstr. 69.
 Da ich das Lokal von August
 Günther käuflich übernommen habe,
 bitte Freunde und Genossen auch das
 meinem Vorgänger bewiesene Ver-
 trauen auf mich übertragen zu wollen.
 Oskar Rackau,
 1821L Gütlichenerstr. 67.

Vorläufige Anzeige. Eröffnung von Pränscher's Museum

80/81. Kommandantenstraße 80/81,
 am Sonnabend, den 3. Oktober, Morgens 9 Uhr.
 Der Katalog enthält viele neue Nummern. [329M]

Circus Renz.

Carlstraße.
 Dienstag, den 29. September 1891,
 Abends 7 1/2 Uhr:

Auf Helgoland oder: Ebbo und Fluth.

Große hydrologische Ausstattungs-
 Pantomime in 2 Abteilungen mit
 National-Tänzen (50 Damen), Auf-
 zügen u., Dampfsechiff- und Boot-
 fahrten, Wasserfällen, Riesen-Fontänen
 mit allerlei Lichteffekten u.,
 arrangiert u. inszeniert vom Dir. E. Renz.
 Kunstschwimmerinnen 3 Goscwister
 Johnson. Schluß-Tableau:

Grande Fontaine lumineuse, in einer Höhe von mehr denn 80 Fuss ausstrahlend.

Außerdem: The gold bird, geritten
 von Frau Clotilde Hager. Hager
 (Blumenpferd), vorgeführt von Frau
 Oceana Renz. Auftreten der america-
 nischen Künstlerinnen Sisters Lawrence.
 Novität: Alaskas (großer chine-
 sischer Ringkampf). Eine Qua-
 drille aus der Zeit Friedrich des
 Großen, geritten von 8 Damen und
 8 Herren. Mr. P. Chiarini in seinen
 Vor- und Rückwärts-Saltomortales
 auf dem gep. Seil. Auftreten der
 Reitschülerin Mlle. Marie Chiarini,
 sowie der Reitschüler Herren Pierre
 und Franks u. Romische Entrees und
 Intermezzos von sämtlichen Clowns.
 Täglich: Auf Helgoland.
 E. Renz, Direktor.

Zum Quartalswechsel bringe meine Zeitungs-Expedition

in freundliche Erinnerung. Empfehle
 mich zur pünktlichen Lieferung des
 „Vorwärts“, „Volkstribüne“, „Jakob“,
 sowie der gesamten Arbeiter-Literatur.
 Ferd. Kleinert,
 Berlin W., Potsdamerstrasse 86a.

Möbel, Spiegel und
 Spiegel, Polsterwaren
 eigener Gr. Lager, bill. Preise.
 Fabrik. Emil Heyn,
 Brunnenstraße 28, Hof parterre.
 Zehnjährige nach Ueberreichtung.

Allen Parteigenossen empfehle mein
 reichhaltiges Cigarrenlager in jeder
 Preislage, gleichzeitig empfehle mich
 zur pünktlichen Lieferung von Zeitungen
 sowie sämtlichen Zeitchriften.
 Fritz Voss, Ullrichstr. 8.
 18202 Cigarrenladen.

Roh-Tabak.

Freunden und Bekannten
 bringe mein bestsortirtes Lager
 in freundliche Erinnerung und
 offeriere: Sumatra von 120 Pf.
 und 180 Pf. an. Als besonders
 preiswerth empfehle Sumatra
 à 200 Pf., deckt mit 2 Pfund.
 Sumatra à 320 Pf., deckt mit
 1 1/2 Pfund braune und Mittel-
 farben, weißer Brand. Carmen,
 reines Blatt, à 100 Pf. und
 105 Pf. Java-Umblatt à 105 Pf.,
 sowie in- und ausländische Ta-
 baks zu billigsten Preisen.
 H. Herholz,
 Brunnenstr. 145.

Jede Uhr zu repariren (außer Bruch) 1,50 Mk. Kleine Reparaturen entsprechend billiger. Uhren, Gold- u. Silberwaren C. Wunsch, Nauynstr. 38, u. d. Oranienplatz.

Teppiche!
 Gardinen!
 Steppdecken!
 kauft man am
 billigsten
 in der Fabrik von
 J. Brünn, Haderstr.
 Markt 4
 (Stadtbahnhof Börse).

Gardinen
 in größter Auswahl
 zu billigsten Fabrikpreisen.
 H. Lehmann, Köpckestr. 25a

Kranken- und Sterbekasse der Berliner Hausdiener.

(G. S. 61.)
 Mittwoch, den 14. Oktober 1891,
 Abends 9 Uhr:

Vierte ordentliche Generalversammlung bei Horbert, Reuthstr. 21/22.

Tages-Ordnung:
 1. Mittheilungen. 2. Vierteljahrs-
 Bericht. 3. Antrag des Vorstandes
 auf Anschaffung eines Altersrenten-
 4. Verschiedenes, Anträge u. Fragelasten.
 Nur großjährige Mitglieder haben
 Zutritt. Quittungsbuch legitimirt.
 1787b) Der Vorstand.

Wir fordern alle Mitglieder der
 Krankenkasse „Zukunft“ (G. S.),
 welche sich geschädigt glauben, auf,
 zur gemeinsamen Beratung am Freitag,
 den 2. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im
 Lokale des Herrn Vork, Gartenstr. 27,
 sich einzufinden zu wollen. [1770b
 Gormdorf, Bumlocke, Pauer,
 Scheewe, Baury.]

Beim bevorstehenden Quartalswechsel
 empfehle ich bei pünktlicher Lieferung
 den „Vorwärts“ Berliner Volksblatt,
 sowie sämtliche Partei-Literatur.
 Max Kirsch,
 Zeitungs-Expediteur, [1670b
 Ritterstrasse 107, Ecke Prinzenstr. 23.

Allen Freunden und Genossen die Mittheilung, daß ich für mein Cigarren- Geschäft, Kottbusser Damm 14, die Ver- tretung Herrn E. Fahrwald über- tragen habe. [1242L Bitte um geneigtes Wohlwollen Otto Klein.

Bettfedern

garantirt staubfrei und gereinigt, zu aller-
 billigst. Preisen. Streng reelle Bedienung.
 D. Levin, [1077L
 N., Reinickendorferstraße 18.

Rohtabak A. Goldschmidt,
 Spandauerbrücke 6,
 am hiesigen Plage bekanntlich
 Größte Auswahl. Garantirt
 sicher brennende Savake.
 Streng reelle Bedienung, billigste
 Preise! Sämtliche im Handel
 befindl. Rohtabaks sind am Lager.
 A. Goldschmidt, Spandauerbr. 6,
 am Dade'schen Markt. [740

Achtung! Kein Laden!
 Nur eigene Fabrik. Verlaufe Auszie-
 lische von 15-18 M., Speise-Tische
 von 8-10 M., Bettstellen von 10-15 M.
 Fest, Wasserthorstraße 14,
 Hof 1 Tr. [1774b)

Staare,
 1,25 M., Feinje 80 Pf., Rothschelchen
 75 Pf. Alle Arten Waldvögel zu den
 billigsten Preisen. [1808L
 Schnelle, Skalitzerstr. 132.

Ein gut eingerichtetes und gut ge-
 legenes Zigarren-Geschäft ist
 umstände halber sofort zu verkaufen.
 Adressen erbeten im Restau. Schmidt,
 Dieffenbachstr. 34. [1241L

Empfehle mein Geschäft in frischen
 Blumen und Kränzen. 533 L
 Robert Meyer,
 Nr. 2. Mariannenstraße Nr. 2.
 NB. Um häufigen Verkehr zu ver-
 meiden, bitte ich meine Freunde und
 Genossen, genau auf meine Adresse zu
 achten.

Bierdruck-Apparate neuester
 Konstruktion.
 Reparatur. billigst. W. F. C. Nüssecke,
 Weiskens, Gäßlerstr. 63. [1657b

Säle zu Festlichkeiten, Versamm-
 lungen u. noch einige Sonn-
 abende frei, auch Sonntags zu vergeben.
 Vereinszimmer, gute Winter-Regelbahn.
 Fritz Roscha, Frankfurter Allee 72

Empfehle allen Genossen mein Lokal,
 ein Vereinszimmer zu vergeben.
 Paul Drügemüller [1802b
 (fr. Mitn), Wienerstraße 31.

Rechts-Bureau des Königl.
 Preussischen
 Amtsrathes a. D. Jehl Alts Jakob-
 strasse 139. Gewissenh. Rath, Hilfe in
 allen Angelegenh. Unbenutzten unentg.
 Sonntags bis 4 Uhr. 1845b

Pommern, [1785b
 welche einig's Zusammensein in ge-
 selligen Kreisen lieben, wollen ihre
 Adresse unter „Einigkeit“ an Herrn
 Bürger, Gieselerstr. 88, einfinden.

Öffentliche Versammlung der sozialdem. Parteigenossen des 3. Berl. Reichstags-Wahlkr.

am Dienstag, den 29. September 1891, Abends 8 Uhr,
 in der Berliner Ressource, Kommandantenstrasse 57.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Wahl einer Kommission zum Sammeln
 der Gelder behufs Dedung der Ankosten der Delegirten zum Parteitag.
 4. Wahl zweier Mitglieder zur Lokalkommission. 5. Erziehung eines Mit-
 gliedes zur Preiskommission. 6. Wahl von Revisoren. 7. Verschiedenes.
 Um zahlreiches Erscheinen ersucht Der Vertrauensmann. 830/7

Sozialdemokratischer Wahlverein für den 4. Berliner Reichstags-Wahlkreis.

Dienstag, den 29. September, Abends 8 Uhr,
 im Lokale „Königsbau“, Große Frankfurterstraße 117:
 Grosse Versammlung.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten, Wahl der
 Revisoren. 4. Verschiedenes und Fragelasten.
 Gäste haben Zutritt. Um zahlreichen Besuch bittet Der Vorstand. 887b

Sozialdemokratischer Wahlverein für den 6. Berliner Reichstags-Wahlkreis. Große Versammlung

am Mittwoch, den 30. September, Abends 8 Uhr,
 im Lokale des Herrn Hensel, Invalidenstr. 1.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag des Genossen Bruns. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und
 Fragelasten. — Gäste haben Zutritt.
 Gleichzeitig werden die Mitglieder ersucht, bis Ende dieses Monats
 ihre Beiträge zu entrichten. Der Vorstand. 844/11

Grosse Volks-Versammlung zu Gunsten der freireligiösen Gemeinde am Mittwoch, den 30. September, Abends 8 1/2 Uhr, im Eisbühnen, Chausseestr. 88. Vortrag des Herrn Stadtv. E. Vogtherr: Der Austritt aus der Landeskirche. Nach dem Vortrage freier Meinungsaustausch. 1780b

Arbeiter-Gängerbund Berlins und Umgegend. Sonnabend, den 10. Oktober, Abends 8 Uhr: Feier des I. Stiftungsfestes

in folgenden Lokalen:
 1. Feenpalast, Burg- u. Wolfgang- 4. Glysium, Landsberger Allee.
 straßen-Ecke. 5. Neue Welt, Hasenhalde.
 2. Fohrbrauerei, Tempelhofer Berg. 6. Eisbühnen, Chausseestraße.
 3. Eivoli, Tempelhofer Berg.
 Das Programm besteht in Massenaufzügen, Kestreb. Deklamation,
 lebende Bilder.
 Die zum Bunde gehörenden Vereine, welche noch nicht im Besitz von
 Billets sind, werden gebeten, dieselben schnellstens bei folgenden Obmännern
 abzuholen: 1. H. Lund, Prenslauer Allee 11; 2. C. Mannowitz, Köpenickerstr. 5;
 3. C. Schulz, Stallschreiberstr. 50/51, v. 4 Tr.; 4. O. Karhaus, Frankfurter
 Allee 88; 5. Wedemeier, Jahnstr. 18; 6. Th. Hahn, Sophienstr. 84, oder bei
 der am Sonntag stattfindenden Probe. Die Kommission für das Stiftungsfest.
 105/19

Rixdorf! Rixdorf! I. Stiftungsfest des Arbeiter-Bildungsvereins für Rixdorf und Umgegend am Sonnabend, den 3. Oktober, in Niesek's Salon, Rixdorf, Bergstrasse 129.

Unter gütiger Mitwirkung des Gesangsvereins „Vossung“, des Gesangs-Komikers
 Herrn Osang, sowie des Deklamators Herrn Köpcke.
 Gespreche, gehalten vom Genossen Wilhelm Werner.
 Konzert, ausgeführt von Berufsausübtern. Nach dem Konzert: Tanz-Kränzchen.
 Billets à 25 Pf. sind zu haben bei A. Schulte, Steinmehrerstr. 10;
 S. Heden, Bergstr. 7; G. Pfeinzig, Berlinerstr. 118; G. Hirthe,
 Berlinerstr. 111; K. Ziegler, Hermannstr. 34; A. Schulz, Hermann-
 Platz 6; G. Anhof, Bergstr. 150; W. Krüger, Prinz Handjerystr. 66;
 D. Böttcher, Berlinerstr. 139.
 Freunde und Genossen sind hierzu freundlichst eingeladen.
 107/10 Der Vorstand.

Den werthen Vereinen, Kassen, besonders den Arbeits-
 nachweisen empfehle ich mein Vereinszimmer (10 Pers.
 fassend) mit unentgeltlicher Telephon-Benutzung.
 1280L] Max Schayer, Reichenbergerstr. 54.

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt
 Berlin SW., Reuthstraße 2.
 Soeben erschien:
 Heft 5
 der
 Reden und Schriften Ferd. Lassalle's
 (Vollständig in ca. 50 Heften à 20 Pf.)
 Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expediteure und
 Kolporteurs entgegen.

Wer Nähmaschine kaufen will, verlange — bevor man
 eine Presalate C. Mahnkopf, Berlin W., Dorffinger-
 Strasse 23.
 Diese seit 24 Jahren bestehende Firma ist die vortheilhafteste Bezugsquelle in
 Nähmaschinen, wie dies fortwährend von Tausenden von Kunden nachkommt wird.

Erklärung.

Angesichts der von Herrn Piesländer in der am 23. d. Mts. in der „Reffource“ stattgehabten Parteiversammlung gethanen Aeußerungen: Ein Partei-Schiedsgericht sei für ihn „für die Rath“ und M. Wading habe die Berliner Genossen demogelt, sehen die Unterzeichneten sich zu nachstehenden Bemerkungen veranlaßt.

Daß in Sachen Piesländer tagende Schiedsgericht, dessen Mitglieder die Unterzeichneten sind, trat auf den ausdrücklichen, bei den Vertrauensleuten des 4. Berliner Wahlkreises wie beim Parteivorstand wiederholt geäußerten Wunsch Piesländer's zusammen. Gegenüber der Aeußerung P. d. d. Schiedsgericht sei für ihn „für die Rath“, haben wir festzustellen, daß sämtliche Anschuldigungen, die von P. irgendwie oder gegen irgendwen vorgebracht wurden, in Untersuchung gezogen und darüber die vorgeschlagenen Zeugen in Piesländer's Gegenwart vernommen worden sind, und können wir konstatieren, daß durch die Untersuchung ein Theil der vorgebrachten Anschuldigungen bereits erledigt, betrefend der anderen das Schiedsgericht zur weiteren Zeugenvernehmung bereit war. Bezüglich der erledigten Punkte haben die stattgehabten Ermittlungen allerdings eine thatsächliche Grundlage nicht ergeben, welche die Beschuldigungen von Piesländer hätte rechtfertigen können.

Was endlich den Vorwurf anbetrifft, Wading habe die Berliner Genossen demogelt, so wollen wir bloß das Eine feststellen: Während der ganzen Schiedsgerichts-Verhandlungen hat Piesländer des Entschiedensten bestritten, daß er jemals diesen Vorwurf erhoben habe oder habe erheben wollen. Gegen die bestimmte Aussage eines Zeugen, er habe den Vorwurf der Fälschung gegen Wading erhoben, rief Piesländer eine Reihe Zeugen auf, die bezeugten, nicht, daß dieser Vorwurf begründet sei, sondern daß er gegen Wading niemals den Vorwurf unehrlicher Absicht, der Fälschung oder des Betruges erhoben habe.

Soviel zur Sache. Die Unterzeichneten hätten sich überhaupt nicht veranlaßt gesehen, in dieser Sache öffentlich das Wort zu ergreifen, hätte Piesländer nicht am Tage, nachdem er selber zwei neue Schiedsrichter ernannt hatte, in öffentlicher Versammlung und zu diskreditieren versucht. Mit Rücksicht auf den weiteren Kreis der Genossen hielten wir aber obige Erklärung für angebracht.

Berlin, 25. September 1891.

M. Fischer. G. Freudenthal. A. Gerisch.
Gottfr. Schulz. F. Lühauer.

Kommunales.

Die Nothstandsdeputation der Stadt Berlin hatte gestern ihre erste Sitzung. Die Deputation besteht aus 15 Mitgliedern, den Vorsitz führt der Oberbürgermeister. In der Generaldiskussion wurde von den Gegnern des bekannten sozialdemokratischen Antrages ersens das Vorhandensein eines Nothstandes bestritten, und zweitens der Vorschlag, die Stadt solle, um den Arbeitslosen Beschäftigung zu schaffen, eine Beschleunigung der städtischen Arbeiten (vornehmlich, energisch bekämpft; ebenso fand der Vorschlag, Lebensmittel in großen Quantitäten anzukaufen und zum Selbstkostenpreise abzugeben, Widerspruch.

Beide Vorschläge wurden von sozialdemokratischer Seite eingehend und lebhaft verteidigt und ausgeführt, wie ungerecht und zugleich wirtschaftlich falsch es sei, den Nothstand, der wirksam einzig und allein nur durch Schaffung von Arbeit bekämpft werden könne, sich immer weiter ausdehnen zu lassen, und zur Beseitigung desselben kein anderes Mittel als das einer Verstärkung der öffentlichen Armenpflege und Unterstützung der privaten Wohlthätigkeit anzuwenden; in der Forderung auf Beschaffung um Arbeit wurde der sozialdemokratische Antragsteller nur von dem konservativen Mitgliede der Deputation unterstützt, während die Vertreter der freisinnigen Majorität der Stadtverordneten-Versammlung sowohl als auch einige Deputierte des Magistrats-Kollegiums jeden Versuch, die Arbeitslosigkeit durch Vornahme städtischer Arbeiten zu beseitigen, als „sozialistisch“ ablehnten. Von dieser Seite erklärte man sich bereit, bei etwa hereinbrechender Noth, die Armenunterstützung zu erhöhen, auch war man geneigt, an Privatvereine Mittel für Einrichtung von Wärmestuben zu gewähren, die Volkshäuser zu unterstützen und die Speisung armer Schulkinder zu fördern.

Die Generaldiskussion wurde noch nicht beendet, sondern zunächst die Vervollständigung des einschlägigen Materials sowie die Zugiehung der Vorstehenden einiger, bei der Frage interessirten städtischen Verwaltungen beschlossen.

Lokales.

Rechtstag! Je näher der Quartaltag herarrückt, um so unheimlicher wird's denen zu Muthe, die ausziehen müssen. Unruhe im Hause, kaltes oder gar kein Mittagbrot, Ungemüthlichkeit, abgestoßene Möbel und ein bedenkliches Zusammenfallen des Geldbeutels — das ist die Signatur dieses schrecklichsten aller Tage. Wehe, wenn nun auch Gott Pluvius seinen „Sauf“ dazu giebt. Nach der Wetterprognose kann man sich bekanntlich in diesem Jahre nicht mehr richten, der Möbelwagen ist einmal bestellt, und man muß, gleichviel ob die Sonne vom blauen Himmel lacht, oder es „Struppen“ regnet, an dem einmal bestimmten Tage in den sauren Apfel beißen — und ziehen.

So war der letzte Sonntag besonders für die „kleinen Leute“ ein Flecktag, wie er nicht ungünstiger sein konnte. Es regnete vom frühen Morgen an „Windfaden“. Wer sich einen Möbelwagen leisten kann, da geht's noch, anders aber, wenn der Transport der Möbel auf Reiterwagen, Karren u. s. w. vor sich gehen muß, wie man dies, zumal in den Vororten, am Sonntag häufig sehen konnte.

Mit dem Ziehtage allein ist's aber noch nicht abgethan; Tage vergehen noch, ehe die Gemüthlichkeit in die Wohnung einziehen kann. Da hat's doch ein Hauswirth besser; für ihn kann der Quartaltag gar nicht so heftig kommen, er zieht schmunzelnd die Miethe ein und freut sich vielleicht der Summe, die ihm wieder mal das Steigern eingebracht hat.

Das herbliche Wetter mit seiner kühlen Atmosphäre hat die sonst in den Abendstunden so sehr belebten Biergärten merk-

lich entvölkert. Berlin leidet ja an solchen Gärtchen, welche der von einem gewissen Größenwahn besessene gastliche Wirth gewöhnlich als „Park“ zu bezeichnen pflegt, seinen Mangel. Zwischen den hohen Hintergebänden ist so ein Fleckchen Erde durch ausgeschütteten Kies und durch einen Springbrunnen im Verein mit eilichen Lorbeerbäumen und Ephenwinden schnell in einen Garten umgewandelt. Besten Falls sind auch die Linden- und Kastanienbäume vorhanden, so daß sich an lauen Sommerabenden in solchem Winkel ganz behaglich über Politik und andere gute Dinge plaudern und ein Grand mit allen Bieren absolvieren läßt. Aber wir wollen der Wahrheit die Ehre geben und noch hinzufügen, daß gerade Berlin in Bezug auf solche Gärten trotz seiner gewaltigen Häusermassen wahre Perlen aufzuweisen hat und daß besonders nach der Peripherie hin eine Auswahl der anmuthigsten Art geboten wird. All das Leben, welches sich während der wärmeren Jahreszeit daselbst entwickelt hat, stirbt mit den langsam fallenden, gelben Blättern der Bäume hin — es wird stiller und stiller da drinnen und der Wirth hält es kaum noch für nöthig, mit beginnender Dämmerung im Garten die Laternen oder das elektrische Licht zu entzünden. Um so lebhafter entwickelt sich der Verkehr im geschlossenen Lokal, wo der Stammtisch wieder voll besetzt ist und auch an den anderen Tischen Gestalt neben Gestalt dem edlen Getränk des Gambinus huldigt.

Der Verein Freie Volksschule, welcher jetzt mit einer Mitgliederzahl von nahezu 4000 in sein zweites Lebensjahr eintritt, ist von dem Ostendtheater in das Belle-Alliance-Theater übergesiedelt. Das zahlreiche Künstlerensemble dieser Bühne hat sich unter der Regie des Herrn George Stollberg bereit gefunden, in den Aufführungen des Vereins mitzuwirken. Sonntag, den 11. Oktober, findet die erste Vorstellung statt. Zur Aufführung gelangt das bisher in Berlin und überhaupt in Deutschland noch nicht gespielte Lustspiel Jensen's „Der Bund der Jugend“.

Dieser „Anzug“ der freien Volksschule bedeutet für jeden Einsichtigen einen zweifellosen Fortschritt. Denn ganz abgesehen von der ungleich besseren Lage des Belle-Alliance-Theaters, vermag diese Bühne, wie allbekannt, sowohl was die Inszenirung der Stücke, als auch insbesondere was die schauspielerische Darstellung betrifft, beträchtlich Besseres zu leisten als die Vorstadt-bühne des fernem Ostens.

Bei dem letzten Vergnügen der Arbeiter-Bildungsschule hat sich ein Vorfall zugetragen, der leider etwas spät zu unserer Kenntniß gelangt, von dem aber jedenfalls hier noch Notiz genommen werden muß. Es handelt sich um das Sterneder'sche Lokal. Der Wirth, Herr Sterneder, hatte erklärt, 20 Pf. Entree nehmen zu wollen; es wurden 40 Pf. genommen. Außerdem wurde von Herrn Sterneder die Vertheilung von Vons zu Gunsten der Schule verhindert, ja derselbe ließ sogar mehrere Vertheiler und Abnehmer verhaften. Als später das bekannte „Wiener Bild“ in amerikanischer Auktion versteigert wurde, erklärte der Oberkellner diesen „Voyott“ (!) für verboten und ließ abermals den Gendarm herbeiholen. Dieser verlangte von dem Auktionator einen Gewerbeschein. Als der Kassirer der Arbeiter-Bildungsschule ihm erklärte, daß der Saal von ihm für eine geschlossene Gesellschaft gemietet sei und der Gendarm wohl kaum ein Recht habe, sich hier aufzuhalten, bestritt (!) Herr Sterneder, daß sein Saal gemietet sei. Das „Wiener Bild“, welches konfiszirt werden sollte, war inzwischen in Sicherheit gebracht worden. Hierauf verließen die ca. 2000 Arbeiter Sterneder's Lokal.

Eine überraschende Aufführung. In der Wohnung eines Börsenagenten in der Wallner-Theaterstraße herrschte große Aufregung. Die Dame des Hauses, welche zu einer Gesellschaft fahren wollte, vermochte trotz allen Suchens ihren Schmuck nicht zu finden und erklärte in lauten Worten, derselbe sei gestohlen. Ihr Gatte, der schließlich erschien, konnte ihre Erregung nicht theilen. Er bemerkte nur kurz, er sei vor einigen Tagen in Geldverlegenheit gewesen und habe deshalb den Schmuck seiner Frau versteckt. Für das Dienstmädchen ist die Sache damit allerdings nicht erledigt; daselbe ist seit einschließen, ihre Herrin auf Grund der gegen sie erhobenen Beschuldigung wegen Verleumdung zu verklagen.

Am Hochzeitstage durchgegangen. Der in der Memelerstraße wohnhafte Herr J. war seines dreißigjährigen Wittwerstandes müde. Eine Schlächtermamsell, eine Waife, hatte es verstanden, sich in sein vereinsamtes Herz einzuschleichen. Der Hochzeitstag war herangekommen, die Gäste hatten sich in der Wohnung des Bräutigams versammelt. Man ging in die Nebenstube, um die Braut zu holen, und fand sie nicht. Das Brautkleid lag auf dem Sopha, Kronz und Schleier auf der Erde; der verlassene Bräutigam stand vor den angerissenen Schürfächern seines Schreibtisches; aus dem einen der Kasten waren ein Sparlaffensbuch über 300 M. und 100 M. Papiergeld entnommen. Auf dem Tische fanden die Hochzeitsgäste einen Zettel, auf welchem die „verdunstete Braut“ bemerkte, daß sie mit ihrem Liebsten durchgebrannt sei; der Herr J. solle sich keine Mühe geben, später werde sie Alles zurückerhalten.

Der Prozeß gegen den „Heirathsvermittler“ Max Gombert wegen Mordversuchs an seiner Ehefrau dürfte dem Gerichte insofern Schwierigkeiten bereiten, als die Letztere ihr Zeugniß verweigert. Wenn dieses, wie vorauszusehen, auch bei den Verwandten in Charlottenburg der Fall sein wird, welcher Zeuge der Schußaffäre war, so kann es sich nur um einen Indizienbeweis handeln. Gombert ist bereits am letzten Freitag an den Thotort geführt worden, woselbst in Gegenwart der in der Angelegenheit thätig gewesenem Polizeibeamten und der Ehefrau die Oertlichkeit genau besichtigt wurde. Man hat hierbei die Entfernung des Angeklagten von seinem Opfer und die Höhe des eingeschlagenen Geschosses genau ausgemessen. Hierbei versuchte die Frau Gombert, ihrem Ehemanne heimlich Erklärungen zuzuflecken, wurde aber hieran durch den Untersuchungsrichter Dr. Schulz gehindert. Auch gestern hat ein weiterer Termin vor dem genannten Landrichter in der Angelegenheit stattgefunden.

Der Raubmörder Wegel ist einmal wieder in der Person eines in Hamburg aufgegriffenen Bettlers gewittert worden. Natürlich war's abermals ein Fehlgriß.

Unkenntnis der Handhaben von Leuchtgaslampen hat in der Nacht vom 26. zum 27. d. M. den Tod einer jungen Lehrerin herbeigeführt, die am Abend des 26. d. M. aus Westpreußen bei einer hiesigen Kaufmannsfamilie zum Besuche eingetroffen war. Als die junge Dame in dem Hause des Kaufmanns anlangte, war dessen Familie abwesend. Die Lehrerin nahm in bester Stimmung das für sie bereitgestellte Nachtmahl ein und zog sich, ermüdet von der Reise, in das zu ihrem Empfange hergerichtete Fremdenzimmer zurück. Gegen Mitternacht lehrte die Familie heim, und da die Frau des Hauses die junge Dame nicht in ihrer Nachtruhe zu stören wünschte, begab sie sich erst vorgestern um 8 Uhr Morgens nach dem Fremdenzimmer. Sie fand das Zimmer mit Gas angefüllt, auf dem Fußboden des Gemaches die Lehrerin entkleidet und todt mit den Hahn der Gas-Hängelampe aufgedreht. Ein Arzt wurde herbei-

geholt und stellte fest, daß der Tod schon vor zwei Stunden eingetreten sein müsse. Die Annahme, daß ein Selbstmord vorliegen könnte, ist vollkommen ausgeschlossen. Jedenfalls hat die junge Dame, die an die Benutzung von Gaslampen nicht gewöhnt war, die Flamme ausgeblasen, statt den Hahn abzdrehen. Später muß sie erwacht sein und beim Versuch, die Thüre oder ein Fenster zu öffnen, hat sie die Bestimmung verloren, ist zu Boden gestürzt und erstickt.

Die Lokalkommission von D. Wilmersdorf macht hiermit bekannt, daß hier folgende Lokale zu Arbeiterversammlungen zu haben sind:

1. Das Restaurant von Julius Schulz, Berliner- und Augustastrassen-Ecke. 2. Röder's Volksgarten (früher Piesch).

Der sattem bekannte Herr Piesländer hat in einer der letzten Versammlungen es wieder einmal für nöthig gehalten, seine alten Verdächtigungen und Beleidigungen von Neuem zu wiederholen. Wir haben bereits Ende vorigen Jahres unser Urtheil über diesen gewohnheitsmäßigen Ehrabschneider gefällt; eine uns lechter Tage zugegangene Erklärung dürfte auch den Genossen, die Piesländer nicht schon näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, zeigen, welcher Mangel an Partei-Ehrgefühl und welcher nichtswürdige Verlogenheit dazu gehört, daß nach alledem dieser Mensch nochmals in einer öffentlichen Versammlung die Genossen mit seinen Lügen belästigen konnte. Ehren-Piesländer hat es stets verstanden, sein eigenes Treiben durch den Ruf „Daltet den Dieb“ zu bemänteln. Da er sich mehrfach in der Rolle eines solchen Herrn befunden hat, ist ihm seine bisherige Taktik nicht schwer gefallen.

Polizeibericht. Am 26. d. M. Morgens wurde ein Fabrikarbeiter in der Küche seiner Wohnung in der Stargarderstraße erhängt vorgefunden. — Im Landwehrkanal an der Belle-Alliance-Brücke wurde Mittags die bereits stark in Verwesung übergangene Leiche einer unbekannt, etwa 35 Jahre alten Frauensperson angeschwemmt und nach dem Schauhause geschafft. — Nachmittags wurde an der Ecke der Marzgrafen- und Leipzigerstraße ein pensionirter Beamter von einer Equipage überfahren und dabei am Kopfe so bedeutend verletzt, daß er nach der Charitee gebracht werden mußte. — In derselben Zeit entstand in der Linienstraße an der Ecke der Koblandstraße dadurch ein bedeutender Zusammenlauf von Menschen, daß der Steinfeinpolier Langen einen ihm unterstellten Lehrling dort wiederholt gegen den Kopf schlug und einen Drahtbinder mißhandelte. Als Langen infolge dessen von zwei Schuhmännern sühnt werden sollte, setzte er den Beamten thätlichen Widerstand entgegen, und wurde darin auch von drei Arbeitern, die ihn zu bereuen suchten, unterstützt, sodas es den Beamten erst mit Hilfe einiger Personen gelang, den Langen zu bewältigen. Bei diesem Handgemenge verletzte der Kellner Rosenberg mit einem Stöcke dem Langen einen so starken Schlag auf den Kopf, daß dieser schwer verletzt und seine Ueberführung nach dem Krankenhaus am Friedrichshain erforderlich wurde. — Am Spandauer Schiffsahrtskanal, in der Nähe der Kiekerbrücke, wurde Abends die Leiche einer unbekannt, jungfräule 30 Jahre alten Frauensperson aus dem Wasser gezogen. — In derselben Zeit wurde ein Klempner an der Ecke der Blücher- und Schleiermacherstraße von einem Arbeitsführer überfahren und erlitt dabei anscheinend schwere innere Verletzungen. — Als in der Nacht zum 27. d. M. die unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehende Schiffer nach der Wache des in der Eisenbahnstraße 39 eine Treppe hoch belegenen Polizeibureau's sühnt worden war, öffnete sie das Fenster und sprang auf den Bürgersteig hinab. Hierbei erlitt sie anscheinend eine Verstauchung der Hüfte und des Rückgrats, sodas sie nach der Charitee gebracht werden mußte. — Am 27. d. M. Morgens wurde in einer Wohnung am Mariannenplatz eine junge Dame, welche am Abend vorher dort zum Besuche angekommen war, auf dem Fußboden liegend todt aufgefunden. Vermuthlich hat sie beim Auslösen der Gasflamme den Hahn versehentlich wieder aufgedreht und ist infolge des austretenden Gases erstickt. Die Leiche wurde nach dem Schauhause gebracht. — Vormittags sprang ein Dienstmädchen in selbstmörderischer Absicht aus dem Küchenfenster der eine Treppe hoch belegenen Wohnung seiner Dienstherrschaft, in der Liederstraße, auf den Hof hinab und erlitt hierbei eine Verstauchung der Weine und des Rückgrats, so das es nach dem Krankenhaus in Moabit gebracht werden mußte. — Am demselben Tage Abends fiel während der Vorstellung im Jirkus Ring die Kunstreiterin Seifert von dem umgefallenen Pferde über die Manege auf einen Sitzplatz im Zuschauerraum und erlitt hierbei eine Verletzung im Gesichte, so das sie ohnmächtig aus der Manege getragen wurde, erholte sich jedoch bald wieder. — Am 27. und 28. d. M. fanden an sieben Stellen kleine Feuer statt.

Theater.

Leffing-Theater. Herr Karl Emil Franzos ist seines Zeichens Novellendichter und von seinen Anhängern wird er in dieser Beziehung verheimlicht. Am Sonnabend Abend produzierte er sich im Leffing-Theater auch als dramatischer Dichter, er gertheilte einen seiner Romane in ein Schauspiel und bewies dadurch, daß er von dem Sein und Wesen der dramatischen Darstellung keine genügende Kenntniß besitzt.

Ein österreichischer Landesgerichts-Präsident ist als das Muster eines Richters und als ehrenwerther Mann von Jedermann geschätzt und geachtet. Nur er selbst ist von seinem Werthe nicht überzeugt, er hat in seiner Jugend ein Mädchen verführt und verlassen. Er weiß allerdings nicht, daß der Umgang mit diesem Mädchen nicht ohne Folgen geblieben ist und daß aus diesem Verhältnis wieder ein Mädchen entprossen ist, welches sich zu Beginn des Dramas genau in derselben Lage befindet, wie ihre Mutter. Auch sie ist verführt worden, und zwar von einem Verwandten des Gerichtspräsidenten. Das Mädchen war Gouvernante in dem Hause ihres Verführers, und die Mutter dieses jungen Mannes hatte, als die Katastrophe eintrat, nichts Besseres zu thun, als das Mädchen mit ihrem Kinde auf die Straße zu werfen. Im Fieberwahn tödtet die junge Mutter ihr Kind, sie wird in das Untersuchungsgefängnis gebracht und ihre Sache wird infolge einer ungläublichen Anzahl unwarheitsvoller Zusätze von dem Präsidenten, der zugleich ihr Vater ist und der am Vorabend der Verhandlung erst erfährt, daß er seine eigene Tochter aburtheilen soll, verhandelt.

Die ganze Sache spielt im Jahre 1850 in einer österreichischen Provinzialstadt. Der Dichter will nun das Publikum glauben machen, daß das junge Mädchen unbedingt zum Tode verurtheilt werden müsse und fordert infolge dessen eine Unkenntnis juristischer Gebräuche zu Tage, die seinem Unschuldssinn alle Ehre macht. Der Präsident macht um den üblichen Konflikt zwischen Vaterliebe und Pflicht durch und entscheidet sich schließlich zu Gunsten seiner Tochter. Er rettet sie kurz vor der Verhandlung, indem er sie entlassen läßt. Nachdem er aber einmal diesen Mißbrauch seiner Amtsgewalt begangen hat, erwacht der Richter wieder in ihm und er will

sch seinem Vorgefetzten denunzieren. Dieser aber weist die Selbstdenunziation mit dem staatsmännischen Einwurf zurück, „daß das denn doch einen zu großen Scandal geben würde“. Der Gerichtspräsident wankt mit dem Vorsatz hinaus, sich das Leben zu nehmen.

Das Stück bewegt sich im Großen und Ganzen durchaus in den ausgefahrenen Geleisen romantischer Empfindung; es werden unermeßliche Quantitäten von Edelstein und Hochberzigkeit verbraucht, ohne daß auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut vorgeführt wird. Nur Herr Kober, der als Floknecht die Geschichte seiner verführten Tochter vortrug, brachte Lebenswahrheit in seiner realistischen Darstellung zum Ausdruck.

Die Aufführung war im Großen und Ganzen eine wohlgegangene. Herr Klein führte seine Rolle prächtig durch, ebenso die Herren Waldow und Mosenar. Fräulein Reichenhofer brillirte in ihrer kleinen Rolle als Sophie.

Herr Franzos erschien nach jedem Mißschuß.

Gerichts-Beifung.

Mordprozeß Heintze.

Im großen Schwurgerichtssaale des Kriminalgerichtsgebäudes zu Noabit begannen gestern die Verhandlungen gegen das Heintze'sche Ehepaar, welches bekanntlich unter der schweren Anklage steht, an der Ermordung des Nachtwächters Braun theilhaftig gewesen zu sein. Angeklagt sind: 1. Der 27 Jahre alte Töpfer Gottlieb Rudolf Hermann Heintze, geboren zu Driesen, Kreis Friedeberg N.M., welcher wegen Diebstahls, Ruppelrei, Unterschlagung, Deluzerei, Hausfriedensbruch u. 18 Mal vorbestraft ist, im Höchstmaße von 6 Monaten Gefängniß. 2. Die 42jährige Ehefrau desselben, Anna Johanna Sophie Dorothea Heintze, geb. Wiel, in Berlin geboren und außer 44 Mal wegen Sittenpolizei-Verstößen noch 17 Mal wegen Diebstahls, Unterschlagung, Ruppelrei, Mängelvergehens, strafbaren Eigenhutes u. vorbestraft, darunter zweimal mit je 2 Jahren Zuchthaus. — Sie werden angeklagt, am 27. September 1887 durch zwei selbständige Handlungen: 1. einen schweren Diebstahl versucht und 2. gemeinschaftlich mit einander und mit Anderen bei Unternehmung dieses Einbruchdiebstahls, um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, den Nachtwächter Braun vorsätzlich getödtet und die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, Verbrechen gegen §§ 242, 243 2, 244, 246, 43, 214, 211, 47, 74 des Strafgesetzbuches. Der ad 29 angezogene § 214 lautet: Wer bei einer strafbaren Handlung, um ein bei der Ausführung derselben entgegenstehendes Hinderniß zu beseitigen, oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird mit Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. § 211 dagegen lautet: Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.

Die Elisabethkirche ist bekanntlich von Parkanlagen umgeben, welche von einem Gitter eingezäunt werden. Am 27. September 1887 Morgens bald nach 6 Uhr betrat der Parkwächter Schulz, der dieses Gitter Abends zu schließen und Morgens zu öffnen hat, in Begleitung des Arbeiters Theodor Kummis die Parkanlagen. Als beide an die zur Sakristei führende Treppe gelangt waren, fanden sie eine Nachtwächter-Mähe, und als sich Schulz infolge dessen umblühte, sah er die Leiche des ihm bekannten Nachtwächters Braun an einem Baume hängen. Der Nachtwächter Braun hatte des Nachts den Park zu revolviren, da sich häufig Wesen dort aufhielt und er besah deshalb auch einen Schlüssel zu dem Gitter. Die Leiche hing etwa einen Fuß über der Erde, um den Hals war der lederne Schlüsselriemen des Wächters geschlungen. Man holte den Schuhmann Streblow zu Hilfe und als man die Leiche abschchnitt, zeigte es sich, daß dieselbe noch nicht ganz erkaltet war, insbesondere waren die Gelenke noch völlig beweglich. Zwei Straßeneimer hatten den Braun noch zwischen 7/8 und 9/4 Uhr Morgens gesehen und begrüßt und da zwei Hausdiener, welche Braun regelmäßig um 5 Uhr zu werden pflegte, an jenem Tage nicht geweckt wurden, so muß der Mord zwischen 7/8 und 9/4 Uhr Morgens geschehen sein. Der Befund der Leiche ergab, daß ein heftiger Kampf stattgefunden hatte; es war dem Wächter offenbar Schnupftabak ins Gesicht gestreut worden, die Leiche zeigte am Kinn Verletzungen, ferner zwei Stichwunden am Halse und ein Unterschuß in der Kopfschwarte der Scheitelgegend, welcher darauf deutete, daß dem Ermordeten ein Schlag auf den Kopf versetzt worden war. Zahlreiche Blutspuren fanden sich an der Sakristeitreppe und von dort bis ins Gebüsch hinein laufend, und an der Sakristeitreppe wurden die Endstücke eines Stemmelsens wahrgenommen. Man fand auch in der Nähe ein Stemmelsens, einen Meißel und einen blutbespritzten Zentrumsbohrer. Unterhalb der Treppe lag Schnupftabak unbedeckter. Ferner fand man an verschiedenen Stellen die Schlüsseltasche des Wächters, die Schlüssel desselben, die Pfeife, das Taschenmesser des Wächters, dessen aufgeklappte Klinge mit Blut besudelt war und den gleichfalls mit Blut beschmutzten Sabel.

Hiernach ist die Vermuthung gerechtfertigt, daß von mehreren Thätern ein Einbruch in die Elisabethkirche geplant war, daß der Wächter die Thäter überraschte und sich nun ein kurzer Kampf entspann, der mit dem Tode des Wächters endigte. Für diese Annahme sprechen auch folgende Thatfachen: Als in der Nacht der damals in der Strelitzerstraße 5 wohnhafte Telegraphen-Beamte Stein zwischen 7/8 und 9/4 Uhr nach Hause ging, sah er an der Ecke, wo die Elisabethkirche nach der Strelitzerstraße zu umbiegt, zwei Männer auf dem Trottoir stehen, welche bei seiner Annäherung ihr Gespräch abbrachen und zu ihm etwas Unverständliches äußerten, so daß es Stein unheimlich wurde und derselbe sich über den Straßendam der Elisabethkirche nach der Strelitzerstraße zu begab. Hierbei bemerkte er, daß sich an der nach der Strelitzerstraße zu gelegenen Pforte der Parkanlagen eine menschliche Figur bewegte. In seiner Wohnung angelangt, sah Stein sofort aus dem Fenster und bemerkte, daß in dem Kirchpark und zwar auf dem Wege, welcher an der Sakristei vorbei an der Strelitzerstraße nach der Invalidenstrasse führt, ein Licht- oder Laternenchein sich hin- und her bewegte. — In derselben Nacht zwischen 3 und 1/2 Uhr war der in der Invalidenstr. 156 wohnende Zimmermann Herzberg, welcher bei seiner kranken Frau wachte, aus seinem Halbchlummer von der Frau mit der Frage geweckt, ob er denn nicht den Mäglichen Ruf von der Straße der gehört habe. Er sah sofort zum Fenster hinaus und bemerkte an der Ecke der Invaliden- und Elisabethkirchstraße am Gitter des Portals drei Männer, welche gleich darauf verschwand. — Ein Kanakliß Wasse, damals Invalidenstr. 2 wohnhaft, hörte gegen 2 Uhr Nachts an der Ecke der Elisabethkirche und Invalidenstrasse Lärm und als er aus dem Fenster sah, bemerkte er, daß der ihm persönlich bekannte Nachtwächter Braun eine Gruppe von Männern und Frauen zur Ruhe verwies. Um 4 Uhr hörte Wasse wieder Lärm, einen schrillen Pfiff und einen Lärm und sah nun vom Fenster aus an der Ecke der Strelitzer- und Elisabethkirchstraße eine Gruppe von Menschen. Der schrille Pfiff ist auch von einem Dekillateur Heise, der um 4 Uhr seinen Laden geöffnet hatte und von einer Handeldsfrau Schulz gehört worden.

Die ganze Situation deutet also darauf hin, daß der Wächter Braun einen Kampf mit seinen Mördern zu bestehen hatte und die Blutspuren lassen vermuthen, daß einer der Thäter in dem Kampfe eine Verletzung davongetragen habe. Offenbar haben die Thäter dem Wächter bei seiner Annäherung Schnupftabak ins Gesicht gestreut, um ihn zu blenden, dann ist er durch einen umhüllten Schlag über den Kopf belübt

worden und in die Anle gesunken. Hiernach sind die Mörder aber ihn hergefallen, haben ihm die Stichwunden in den Hals beigebracht und schließlich den schwer Verwundeten, aber noch lebenden Mann an dem Baume aufgehängt.

Gegen die beiden Angeklagten liegt eine ganze Reihe von Verdachtsmomenten vor. Zunächst sollen sie zur Zeit der That in der Nähe des Thortes von verschiedenen Personen gesehen worden sein. Die Wächterin, bei welcher sie damals in der Veteranenstr. 13 wohnten, will bemerkt haben, daß dieselben in der fraglichen Nacht gegen Mitternacht ihre Wohnung verlassen haben und erst gegen 6 Uhr zurückgekehrt sind. Bald darauf soll Frau Heintze Hof und Hund ihres Mannes genährt haben. Es wird ferner angenommen, daß die Angeklagten das Hemd später nächtlicher Welle verbraucht haben. Die Angeklagte H. soll auch von dem Wächter schon zu einer Zeit gesprochen haben, wo die Leiche des Wächters Braun noch gar nicht aufgefunden sein konnte. Weiter soll die H. gleich nach dem Mord dem Kriminalinspektor von Hülffes als Vigilantin in dieser Sache angeboten und versucht haben, die Kriminalpolizei zu nasführen, sie soll auch den Hut und Mantel, in welchem sie in der Mordnacht in der Nähe der Elisabethkirche gesehen worden, schleunigst verkauft haben. Dazu kommt, daß Frau Heintze ihren Ehemann bei Gelegenheit brutaler Ehehandlungen wiederholt „Mörder, Wächtermörder“ u. bezeichnet und mehrfach gedroht hat, ihn unschädlich zu machen. Heintze dagegen, von welchem behauptet wird, daß er genau solchen Meißel besessen, wie am Thortorte gefunden wurde, hat nach seiner ersten Verhaftung im Jahre 1888 (seine und seiner Frau Freilassung erfolgte damals Mangels hinreichender Beweise) offenbar Angst vor seiner Frau gehabt und zu seinen Mitgefangenen höchst verdächtige Neuherungen gethan, welche daraus schließen lassen, daß er über die Vorgänge bei dem Mord ganz genau unterrichtet war und Furcht hatte, daß er doch noch vor das Messer kommen könnte. So soll er u. A. mehreren Mitgefangenen gegenüber die Neuherung gethan haben: „Seine Frau habe zuerst ganz falsch ausgesagt, dann aber die ganze Sache retour genommen, sonst wäre seine „Kohlrabe“ schon berannt.“

Dies sind in allgemeinen Umrissen die Verdachtsmomente. Inwiefern dieselben zur Ueberführung der Angeklagten zu verwenden sind, soll nimmere die Hauptverhandlung ergeben.

Schon lange vor der angeetzten Terminsstunde herrschte vor dem großen Schwurgerichtssaale ein bewegtes Leben und Treiben. Der Andrang des Publikums ist ein ganz enormer und die Gerichtsboten, zu deren Unterstützung eine Anzahl von Schutzleuten ausgeteilt ist, haben alle Mühe, die Masse der ohne Karte Einlaß Begehrenden abzuweisen.

Den Vorsitz im Schwurgerichtssaale führt Landgerichtsdirektor Rieck, die Anklage wird vom Staatsanwalt Unger, zu dessen Unterstützung Professor Fiedler mitwirkt, vertreten. Die Verteidigung des Angeklagten Heintze führt Rechtsanwalt Dr. Ballion, die der angeetzten Ehefrau Rechtsanwalt Dr. Cöhmman. Mit Rücksicht auf die längere Dauer der Verhandlungen werden zwei Ersatzgeschworene ausgelost.

Kurz vor 10 Uhr werden die Angeklagten auf die Anklagebank geführt. Der Angeklagte Heintze, welcher ein hellbraunes Jacket trägt, ist von schlanker, hoher Figur, sein Haar ist sorgfältig glatt geschittelt, auch der schön geschwungene blonde Schnurrbart ist sorgfältig gepflegt. Frau Heintze, aus deren Gesicht die Spuren des Alters, dem sie gerührt, erkennbar sind, erscheint in blau- und rothfarbten Kleide und scheint etwas ängstlich zu sein, denn sie bedeckt ihr Gesicht wiederholt mit den Händen und weint.

Nach Vereidigung der Geschworenen macht der Vorsitzende folgende allgemeine Bemerkungen. Der Gerichtshof ist mit dem Staatsanwalt in Verbindung getreten, um die Frage zu erwägen, ob es geboten sei, für die Dauer der Verhandlungen in dieser Anklage die Öffentlichkeit auszuschließen. Es kommen verschiedene Punkte vor, durch deren öffentliche Verhandlung die Öffentlichkeit gefährdet werden könnte. Der Gerichtshof ist aber im Einverständnis mit der königlichen Staatsanwaltschaft zu der Ansicht gekommen, daß er in diesem Falle von dem ihm gesetzlich zustehenden Rechte, die Öffentlichkeit auszuschließen, nicht Gebrauch machen solle, weil es wünschenswert erscheint, daß gerade diese Verhandlungen im Lichte voller Öffentlichkeit geführt werden. Der Gerichtshof ist mit der Staatsanwaltschaft der Ansicht, daß der Schaden für das allgemeine Rechtsbewußtsein und die öffentliche Rechtspflege, welcher durch eine Verhandlung bei verschlossenen Thüren entstehen würde, größer sein würde, als der etwa der Öffentlichkeit drohende Schaden. Ich richte aber Namens des Gerichtshofes an die Vertreter der Presse die Bitte, in möglichst dezentem Maße über diejenigen Punkte zu berichten, welche zum Ausschluß der Öffentlichkeit hätten Anlaß geben können. (Von den im Zuschauerraum anwesenden Damen entfernt sich nach dieser Vorbemerkung des Vorsitzenden Niemand.)

Die Zahl der aufgerufenen Zeugen beträgt 31. Nach dem Vorsitzenden getrossenen Dispositionen hofft derselbe, am Willwuch Abend in den Verhandlungen zu Ende zu sein. Rechtsanwalt Dr. Cöhmman bemerkt vor Eintritt in die Verhandlung, daß seine Klientin sehr krank und schwach sei. Sie werde seit dem Dezember 1886 nur mit flüssigen Speisen ernährt und durch Morphium bei Krämpfen erhalten. Er bitte daher, der Angeklagten zu gestatten, bei den Fragen des Vorsitzenden sitzen zu bleiben, da es ihr nur so möglich wäre, während der Verhandlungen auszuhalten. Der Vorsitzende sagt dies zu und ermahnt die Angeklagten auf das dringendste, bei der Wahrheit zu bleiben, ohne darauf zu achten, was aus dieser Wahrheit für sie entstehen könne. — Als Frau Heintze auf Befragen des Präsidenten zugiebt, daß sie außer 17 Mal wegen verschiedener Thaten, 4 Mal wegen sittenpolizeilicher Uebertretungen vorbestraft ist, erlöst aus dem Zuschauerraum ein so lauter Ruf des Staunens und der Ueberraschung, daß der Präsident sich veranlaßt sieht, jedes Zeichen des Beifalls oder Mißfallens aufs dringendste zu unterlassen.

Rechtsanwalt Dr. Cöhmman erläutert das Strafregister seiner Klientin den Geschworenen gegenüber dahin, daß die 44 polizeilichen Strafen nicht viel auf sich haben und unter den übrigen Strafen keine einzige wegen Gewaltthätigkeiten erlittene sich befindet. Die Angeklagte ergänzt diese Bemerkung des Verteidigers mit weinerlicher Stimme, daß sie in all' den früheren Fällen, in denen sie angeklagt war, immer gefällig gewesen sei und nie gelehnet habe. — Auf die Frage, ob sich die Angeklagten schuldig bekennen antwortet Heintze: „Nein, Herr Gerichtshof, ich bin unschuldig!“ Frau Heintze weint und antwortet: „Ich weiß nichts von einem Diebstahl und nichts von einem Mord, der liebe Gott soll mich strafen, wenn das nicht wahr ist!“ — Präsi: Lassen Sie den lieben Gott hier aus dem Spiele!

Präsi: Angeklagter Heintze, wann sind Sie nach Berlin gekommen? — Angekl.: Ich weiß es nicht mehr, Herr Präsident, ich war noch in ganz jugendlichem Alter. — Präsi: Sind Sie immer in Berlin geblieben? — Angekl.: Ja. — Präsi: Womit haben Sie sich ernährt? — Angekl.: Meine Eltern liehen mich das Töpfergewerbe erlernen. — Präsi: Haben Sie selbständig gearbeitet? — Angekl.: Nein, stets als Geselle. — Präsi: Haben Sie dauernd gearbeitet? — Angekl.: Nein, wie es in der Töpferei so geht, im Sommer hatte ich in meinem Gewerbe Arbeit, im Winter aber nicht, da nahm ich Arbeit an, wie ich sie fand. — Präsi: Vor vier Jahren haben Sie Ihre jetzige Frau geheiratet? — Angekl.: Ja. — Präsi: Wollen Sie mir Mittheilungen darüber machen, was Sie zur Heirat mit einer Person, die 15 Jahre älter war, wie Sie, bezogen hat? — Angekl.: Ja, Herr Präsident, was soll ich dazu sagen? Sie konnte „mir“ leiden und ich konnte „ihr“ leiden. — Präsi: Also aus reiner Neigung wollen Sie geheiratet haben? — Angekl.: Jawohl. — Präsi: Nun soll es aber schon recht bald nach der Eheschließung zu Streitigkeiten zwischen Ihnen gekommen sein. — Angeklagter: Das gebe ich zu. — Präsi: Die Anklage behauptet auch, daß Sie den

lüberlichen Lebenswandel Ihrer Frau als Erwerbquelle benutzt haben. — Angekl.: Das muß ich bestritten. — Präsi: Sie konnten aber den Lebenswandel Ihrer Ehefrau, Sie konnten ihre Vergangenheit und mußten auch, daß sie mit anderen Männern in Verbindung stand? — Angekl.: Ja. — Präsi: Gatten Sie bei der Heirat eine vollständig eingerichtete Wirthschaft? — Angekl.: Nein, wir hatten nur eine Bettstelle, ein Sopha und noch einige Gegenstände. — Präsi: Befanden Sie irgend welche Küchengeräthschaften? — Angekl.: Nein. — Präsi: Sie haben später noch Anschaffungen gemacht, wie sind Sie zu den Mitteln gekommen? — Angekl.: Theils durch meine Arbeit und dann hatten wir auch vermietet. — Präsi: Ja, an Mädchen, die sich durch einen lüberlichen Lebenswandel ernährten. — Angekl.: Jawohl. — Präsi: Ihre Frau soll aber in gleicher Weise gelebt haben. — Angekl.: Ich gebe es zu. — Präsi: Haben Sie denn nie versucht, sie auf einen anderen Weg zu bringen? — Angekl.: Gemüth und deshalb ist es ja gerade zwischen uns zu Schlägereien gekommen, daß bisweilen die Leute zusammenliefen. Als ich später einsah, daß es doch nichts half, habe ich es aufgegeben.

Präsi (zur Angekl. Heintze): Nun, Frau Heintze, ist das wahr, was Ihr Ehemann gesagt hat? — Angekl.: Nein, das ist nicht wahr. — Präsi: Nun, dann erzählen Sie einmal. — Angekl.: Ich habe meinen Mann 1887 geheiratet, als er aus der Haft entlassen war. Ich hatte erst ein Verhältnis mit Bellevue und dann mit einem gewissen Richard Schulze, der mich heirathen wollte. Da ich aber noch dessen Mutter und Bruder mit ernähren sollte, habe ich davon Abstand genommen. — Präsi: Und da haben Sie den Mann geheiratet, den Sie eben erst kennen gelernt hatten und der eine sehr böse Vergangenheit hinter sich hatte? — Angekl.: Aus Liebe kann aus einem schlechten Mann ein guter Mann werden. — Präsi: Sie haben Ihren Mann eines Donnerstags kennen gelernt, am Montag sind Sie mit ihm aufs Standesamt gegangen und Sie sind die Ehe eingegangen, obwohl der Mann 15 Jahre jünger war als Sie? — Angekl.: Meine Mutter war auch 15 Jahre älter, als ihr Mann und die Weiden haben doch sehr gut zusammen gelebt. — Präsi: Sie haben schon Jahre vorher vom Vater getrennt? — Angekl.: Jawohl, ich konnte nicht anders, ich habe keinen Anhalt gehabt und mußte doch leben. — Präsi: Ist es richtig, daß Sie bald nach der Eheschließung mit Ihrem Mann in Unfrieden lebten? — Angekl.: Jawohl. Mein Mann hatte verprochen zu arbeiten, hat es aber nie gethan, sondern hat sich in Destillationen und Publikationen untergetrieben und ich mußte für Alles sorgen. Er hat dann Pantoffeln gemacht, hat dann aber plötzlich Alles verkauft und ich mußte immer wieder auf mein Gewerbe gehen. — Präsi: Angeklagter Heintze, Sie hören, daß die Aussage Ihrer Frau mit der Ihrigen nicht übereinstimmt. — Angekl.: Herr Gerichtshof, da muß ich sagen, daß meine Frau in dieser Angelegenheit lügt. Sie hat mich nicht kennen gelernt, wie ich aus der Haft kam, ich bin vielmehr erst verhaftet worden, als ich schon verheiratet war. Ich habe mich die erste Zeit reichlich mit Arbeiten ernährt und habe beispielsweise bei Sterneder in Weisensee gearbeitet. Erst nachher, als meine Frau trotz meiner Vorhaltungen von ihrem Treiben auf der Straße doch nicht abließ, habe ich die Sache gehen lassen, wie sie ging.

Präsi: Nun, Angeklagter, wollen wir auf die Sache selbst eingehen. Haben Sie Kenntnis davon gehabt, daß in der Nacht vom 27. September der Nachtwächter Braun ermordet worden ist? — Angekl.: Ich habe davon gehört. — Präsi: Sie selbst sind nicht dabei gewesen? — Angekl.: Nein. — Präsi: Sie sind auch nicht mit jemand bekannt gewesen, der dabei war? — Angekl.: Ja, ich habe davon von einer Frau Lihde gehört. — Präsi: Haben Sie etwas von der Mordthat gesehen? — Angekl.: Nein. — Präsi: Haben Sie je die Absicht gehabt, in die Elisabethkirche einzubrechen? — Angekl.: Nein. — Präsi: Haben Sie nicht zu anderen Personen eine Neuherung nach dieser Richtung hin gemacht? — Angekl.: Nein, niemand.

Präsi: Sind Sie nicht nach der Ermordung des Braun im Park gewesen und haben Sie sich dort die Situation angesehen? — Angekl.: Herr Präsident, ich muß erklären, daß ich auf den Rath meines Verteidigers jede weitere Antwort verweigere. Rechtsanwalt Dr. Ballion: Ich bestätige, daß ich dem Angeklagten Heintze diesen Rath erteilt habe und zwar in Uebereinstimmung mit meinem Mitverteidiger. Ich weiß wohl, daß die Lage des Angeklagten dadurch in den Augen der Geschworenen erschwert werden wird, wir sind uns aber der Tragweite dieses Rathes wohl bewußt und sehen auf dem Standpunkte, daß die Anklage ihre Behauptungen beweisen müsse. — Präsi: Angekl. Heintze, Sie wollen also auf meine Fragen nicht antworten? — Angeklagter: Nein. — Präsi: Gut, das genügt mir. — Verteidiger Dr. Ballion: Ich möchte aber bemerken, daß der Angeklagte sich vorbehält, zu den einzelnen Zeugenansagen das Wort zu nehmen. — Präsi: Das ist ganz selbstverständlich, denn es ist meine Pflicht, nach den Aussagen der Zeugen die Angeklagten zu befragen, ob sie etwas zu bemerken haben. Ich frage nun die Angeklagte, ob sie auf meine Fragen Rede und Antwort stehen will? — Angekl.: Ja. — Die Angeklagte bestritt auf die allgemeinen Fragen des Präsidenten, daß sie von der Ermordung persönlich etwas gesehen, oder zur Zeit der That verdächtige Leute in der Nähe des Thortes bemerkt habe.

Der Präsident bemerkt, daß er die Verhandlung in sechs Abtheilungen führen werde, deren erste den objektiven Thatbestand betrifft. Den Geschworenen werden zur Orientirung zwei Stizzen von der Lage des Thortes überreicht und als die Vertheidigung auch die Einsicht in diese Stizzen erbittet, kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Vorsitzenden und dem Rechtsanwalt Cöhmman. Der Präsident theilt nämlich mit, daß Dr. C. Einsicht in die Akten schon im August genommen habe, da er die Akten ohne seine, des Präsidenten, Erlaubniß, während seiner Abwesenheit aus seiner Wohnung geholt und mit nach Hause genommen habe. — Rechtsanwalt Dr. Cöhmman: Gegen diese Darstellung muß ich mich doch verwahren. Der Herr Präsident weiß, daß, als ich in seiner Wohnung war, er selbst sich auf Reisen befand und seine Gattin mir in lebenswüthiger Weise die Akten zur Verfügung stellte. Ich habe also die Akten nicht etwa bei Nacht und Nebel geholt. — Präsi: Ich habe von Nacht und Nebel Nichts gesagt, sondern einfach eine Thatfache konstatiert. — Staatsanwalt Unger: Wenn der Herr Vertheidiger die Akten ohne Erlaubniß des Vorsitzenden aus dessen Wohnung geholt hat, so muß ich doch noch für unerbittlich erklären. — Dr. Cöhmman: Eine solche Erklärung steht doch höchstens dem Vorsitzenden zu, nicht aber dem Staatsanwalt, welcher in dieser Verhandlung doch nur Partei ist. Er vertritt die eine Partei, die Vertheidigung die andere Partei. — Präsi: Wir können die Angelegenheit nun wohl verla en.

Der Parkwächter Ferdinand Schulz, welcher einer der ersten an dem Thortorte nach der Mordthat war, giebt von dem Befunde eine Darstellung, die mit der im Anfang dieses Berichts vollständig übereinstimmt. Die Lage der Leiche war eine solche, daß ein Erstmord des Nachtwächters Braun ausgeschlossen. Der Zeuge weiß, daß Braun mehrfach Wunden, welches in dem Kirchpark nächstgelegenen hatte und daß er sich vor dem Ersindeln nicht fürchtete. Die eine der zum Park führenden Pforten war geöffnet.

Die beiden anderen ersten Augenzeugen, Privatwächter Kneis und Schuhmann Streblow haben im Gange derselben Wahrnehmungen gemacht, wie der Vorige. Die Leiche hing so, daß man eigentlich nur von einem „Aufhängen“ und nicht von einem „Erhängen“ sprechen konnte. Der Zeuge Streblow muß sich den Rederriemen, an dem der Ermordete hing, in der Weise um den Hals legen, wie er beim Wächter Braun gefunden wurde. Danach wurde keine Schlinge aus dem Hirnen gemacht, sondern derselbe war dem

Wächter in der Weise um den Hals gelegt wie etwa ein Schuhmann die herumergeleiteten Schuppen trägt. In der Nähe des Thotortes fand man menschliche Exkremente und nimmt die Annahme an, daß die Verbrecher einem alten Aberglauben gehuldigt haben, der in jenen Kreisen allgemein verbreitet ist und vor Entdeckung schützen soll. Die letzte Kontrolleintragung in das Buch des Wächters ist seitens eines Schuhmanns um 2 Uhr 20 Minuten geschehen. Kurz vorher, zwischen 1 und 2 Uhr, hat Braun einen Menschen bei dem Polizeirevier eingeliefert, der in den Anlagen bei der Kirche hätte nächtigen sollen. Der Sistrer hat sich keinerlei Widersehligkeiten zu Schulden kommen lassen und ist nach Feststellung seiner Persönlichkeit wieder entlassen worden. Wie der Heuge Streblow befindet, hat Braun besonders ein wachsam Auge auf umherstreifende weibliche Personen gehabt, von denen sehr viele die Straße unklar machten, wenn das in der Invalidenstrasse 1 belegene Handelshaus geschlossen wurde. — Der Polizeileutnant Gläserer giebt dem Ermordeten kein besonders gutes Zeugnis. Derselbe sei oftmals betrunken gewesen und habe verbotswidrig Schankstätten während des Dienstes besucht, doch sei die Sache nicht so weit gewesen, daß Braun seine Entlassung hätte befürchten müssen. Der Heuge hat dem Wächter wiederholt den Befehl erteilt, gegen das Gesindel streng vorzugehen.

Der Zeuge Polizeileutnant Gläserer befindet im weiteren Verlaufe seines Verhörs, daß der Nachtwächter Braun in der Mordnacht allerdings einen Menschen, der auf einer Bank der Parkanlagen geschlief, sistrer hatte; derselbe sei aber wieder entlassen worden, nachdem er seine Personalien glaubhaft nachgewiesen. Daß der Verdacht sich immer wieder nur auf die Angeklagten lenkte, ist dem Polizeileutnant bekannt. — Rechtsanwält Dr. Gohmann: Ist dem Zeugen nicht bekannt, daß auch andere Personen hier und da verächtigt waren. — Zeuge: Ich weiß, daß auch der Sohn des Schankwirts Kandel einmal unter einem gewissen Verdacht stand. — Staatsanwalt Unger: Der Zeuge weiß doch aber auch, daß sowohl die Frau Kandel, als auch deren Sohn wiederholt die Hilfe gerade des Wächters Braun gegen Missethäter in Anspruch genommen hat. — Zeuge: Auch das ist mir bekannt.

Rüster Märd hat, trotzdem er unmittelbar beim Thotorte wohnte und an den Fenstern seines Schlafzimmers Konstant nicht angebracht waren, irgend etwas Verdächtiges in der fraglichen Nacht nicht wahrgenommen. Nach den Mitteilungen dieses Zeugen hätten die Spitzbuben in der Sistrer der Elisabethkirche übrigens nur eine geringe Summe vorgefunden, da derselbe nur unbedeutende Alltagsgegenstände vorhanden waren. Der Einbruchversuch ist auch nach Ansicht dieses Zeugen mit dem auf dem Gerichtstische liegenden Stemmstein gemacht worden, doch hatte der Zeuge anfänglich die Ansicht vertreten, daß es sich gar nicht um einen ernstlichen Einbruchversuch handelte.

Die Zeugen Vorarbeiter Töschel und Arbeiter Eichhorn haben den Wächter Braun in der fraglichen Nacht noch um 3/4 Uhr gesehen und gesprochen. Braun hat sich nach dieser kurzen Unterredung in der Klosterstraße stattdessen, in der Richtung nach der Elisabethkirche zu begeben. Auch die Vernehmung einiger anderer Zeugen dreht sich um den Nachweis, daß der Mord zwischen 3/4 und 5 Uhr geschehen sein muß.

Der Telephonarbeiter Stein, dem zwei Männer, die zu der fraglichen Nacht an einem Baumstamm in der Nähe der Elisabethkirche standen, verächtigt vorgekommen sind, giebt die Zeit dieser Begegnung auf 3 Uhr an. Einer der Männer hat über das Erscheinen des Zeugen eine mißfällige Bemerkung gemacht, deren Wortlaut dem Zeugen unverständlich geblieben ist, er hat sich unsicher gefühlt und ist schleunigst vorbeigegangen. Dem Zeugen sind gegen dreißig Personen vorgestellt worden, die in jener Nacht die Gegend bei der Elisabethkirche passiert haben, er hat in keiner derselben einen jener Männer wieder zu erkennen vermocht und vermag ebensowenig den Angeklagten Heuge als einen derselben zu bezeichnen. Die Zeugen Ditzberg, Wasse, Peise, und die Handelfrau Schulz geben von ihren Wahrnehmungen, die sie in der Mordnacht in der Nähe des Thotortes gemacht, dieselbe Darstellung, welche schon im Eingange des Berichtes gegeben ist. Wasse ergänzt seine erste Aussage noch dahin, daß er selbst auch einen Hilferuf gehört hat. Diese sämtlichen vier Zeugen haben einen scharfen Pfiff gehört und stimmen darin überein, daß dies der Rufpfiff eines Nachtwächters war. Der Definitant Bruno Heise ist in dieser Beziehung ganz sicher, denn man hat später den größten Versuch gemacht, ob man in seinem Definitations-Laden den Pfiff aus der Pfeife eines im Kirchpark aufgestellten Nachtwächters hören kann. Auch die 68 Jahre alte Frau Schulz hat nicht nur einen, sondern zwei Pfeiffe gehört. Sie erklärt, daß sie sehr „kouragiert“ und deshalb gleich nach dem ersten Pfiff aus dem Bett gesprungen und ans Fenster geeilt sei, aber nichts gesehen habe.

Der Vorsitzende läßt hierauf eine einstündige Mittagspause eintreten.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung verliest der Präsident das Protokoll über den Leichenbefund, soweit es die Kleidung des Ermordeten und die bei ihm gefundenen Gegenstände betrifft. Der Verdacht einer Veranung wird dadurch ausgeschlossen, es wurden die silberne Taschenuhr, ein Federmessingstück, eine Kautabak-Lose, Schlüssel und sonstige kleine Gegenstände in den Taschen des Ermordeten gefunden. Es schloß sich daran das Gutachten des medizinischen Sachverständigen, Medizinalrat Dr. Long. Dasselbe ging dahin, daß der Wächter Braun ein kräftig gebauter, muskulöser Mann gewesen ist. Es fanden sich Verletzungen auf dem Kopfe, am Halse, an der Brust und in der Wangengegend vor. Die Kopfverletzungen seien jedenfalls mittels eines scharfen Instruments herbeigeführt, die übrigen Verletzungen sehen auf eine gewaltsame mechanische Einwirkung schließen. Der Hals zeigte eine tiefe, von unten gefährliche Stichwunde und eine blutunterlaufene Strangulationsmarke, die sich fast im Genick zusammenschloß. Der Tod sei durch Ersticken herbeigeführt worden, wie der Bluterguß in die Lungen unabweislich bewies, die übrigen Verletzungen seien nicht tödlicher Natur gewesen, jedoch sei der Ermordete vor dem Erhängen wahrscheinlich durch die Schläge auf den Kopf betäubt worden. Das Gesicht war mit einem graugrünen Pulver bedeckt, welches sich als Schmutztabak erwies, von dieser Masse habe sich auch einiges in den Augen befunden. — Auf die Frage des Staatsanwalts Unger, ob die an Brust und Bauch vorgefundenen Verletzungen nicht durch Knien auf den Körper herbeigeführt sein könnten, erklärt der Sachverständige, daß diese Annahme wohl zutreffend sein könne. In Betreff des Umfanges, daß bei Auffinden der Leiche die Leiche noch nicht völlig erstarret und erkaltet war, giebt der Sachverständige dahin Auskunft, daß diese Thotfachen einen Schluß auf die Zeit, wann die That begangen und der Tod eingetreten sein müsse, mit Sicherheit nicht zulassen. Das Kaltwerden der Leiche richtete sich nach der mehr oder minder dicken Fettschicht, von der der Körper eingehüllt sei und die Leichenstarre tritt manchmal schon nach einigen Minuten, manchmal erst nach acht bis zwölf Stunden ein. Ueber den letzteren Punkt befindet sich die Wissenschaft überhaupt noch im Unklaren. — Auf Anregung des Verteidigers, Dr. Wallien, erklärt sich der Sachverständige bereit, morgen zu untersuchen, ob die an dem Säbel des Wächters vorgefundenen Haare von dem Kopfe des Angeklagten Heuge stammen könnten und ob derselbe eine Kopfwunde befiel.

Kriminalkommissarius Bruha hat aus der Lokalbeschuldigung den Eindruck gewonnen, daß der erste Angriff auf Braun vor den nach der Sistrer fahrenden Steinstreifen stattgefunden haben muß. Dort fanden sich Schmutztabakreste und Blutspitzer. Die Thotfache, daß der untere Teil der Nähe des Wächters, seine Augenbrauen und sein Haar Tabakspuren zeigte, beweise aufs Klarste, daß dem Wächter Tabak ins Gesicht geworfen sei. Dieser alte Kniff sei in den letzten Jahren weit

selten vorgekommen, als früher. Nach der Ueberzeugung des Zeugen ist der Ermordete niedergebunden worden, die Mörder haben mit dem vorgefundenen Stemmstein auf ihn eingeschlagen und ihn aufgehängt, um den Verdacht eines Selbstmordes zu erregen. Die Mörder sind vermutlich Leute gewesen, welche der Ermordete kannte und die das lebhafteste Interesse daran hatten, ihn nicht nur zu betäuben, sondern ihn ganz tot zu machen. Der Verdacht der Thotfaher hat sich auf eine ganze Menge von Personen gelenkt, es ließ sich aber nichts erbringen, was den Verdacht bekräftigte. In kriminalpolizeilichen Kreisen habe man anfänglich die Ansicht vertreten, daß hier ein Mord aus Rache vorliege, er selbst habe aber von Anfang an die Ueberzeugung gehabt, daß es sich gar nicht um einen Mord, sondern um einen Todtschlag überfalliger Einbrecher handelte. Eines Tages sei die Angeklagte Heuge auf der Kriminalpolizei erschienen und habe gebeten, das Verbrecheralbum durchzusehen, da sie in der Mordnacht am Thotorte vorbeigekommen sei und daselbst drei Männer und eine Französin gesehen habe. Von der letzteren habe sie eine ganz genaue, bis ins Kleinste gehende Personalbeschreibung gegeben, später habe sich aber herausgestellt, daß sie eine genaue Beschreibung von sich selbst gemacht habe. Bei der Durchsichtigung des Verbrecheralbums sei die Heuge sehr aufgeregt gewesen, plötzlich habe sie aber auf ein Bild gezeigt und angerufen: „Das ist er, das ist er, ich lasse mir den Kopf abhauen, wenn er es nicht ist.“ Am nächsten Tage wurde der Betreffende Namens Meyer geholt und als er der Heuge gegenüber gestellt wurde, blieb sie bei ihrer Beschreibung. Es stellte sich aber heraus, daß der betr. Meyer an jenem Abende unmöglich an der von der Heuge bezeichneten Stelle gewesen sein und mit derselben gesprochen haben könne. Die Angeklagte ist darüber etwas kläglich geworden und hat geäußert, daß sie sich dann geirrt haben müsse, daß der Mann, mit dem sie in der Mordnacht gesprochen, dann dem Meyer sehr ähnlich sehen müsse. Der Zeuge ist über diese Entwicklung ruhig geworden, um so mehr, als schließlich der betreffende Mann, mit dem die Angeklagte wirklich gesprochen hat, ermittelt ist und Aussagen über diese nächtliche Begegnung gemacht hat, welche die Angeklagte sehr verdächtigen mußten. Die Sache, die erst von einem anderen Beamten bearbeitet worden war, ist erst später dem Zeugen überwiesen worden und dieser ermittelte dann, daß die Angeklagten in der Mordnacht von Hause fort waren und erst gegen 5 Uhr Morgens heimgekehrt sind. Die Angeklagten haben nach seinem Wiederkehren am Tage vor der That absolut kein Geld mehr besessen; am Morgen nach der That haben die Angeklagten ihren Kaffee durch Gänge von ein Paar Salznapfen bezahlt. Die Heuge's sollen auch schon am frühen Morgen von dem Morde gesprochen haben, Heuge soll an demselben Morgen mit zerfetzten Kleidungsstücken nach Hause gekommen sein, kurz, es häuften sich so viele Verdachtsmomente, namentlich auch so viele Widersprüche in den Aussagen der Angeklagten, daß am 29. September 1888 ihre Verhaftung erfolgte.

Der Präsident will hierauf zur Vernehmung der Frau Heuge schreiten. Rechtsanwält Dr. Gohmann erklärt hierzu, daß er seinerseits seiner Klientin den Rath erteilt habe, über gewisse Punkte keine Aussage zu machen. Um eine falsche Auslegung dieser Thotfache zu vermeiden, mache er darauf aufmerksam, daß diese Verhandlungen in voller Oeffentlichkeit geführt werden und daß es doch sehr bedenklich ist, wenn die Zeugen, unter denen sich doch manche wenig respektable Leute befinden, die da Vigilantendienste verrichten und auch auf die ausgeübte Prämie spekuliren, aus den Zeitungen erfahren, was hier verhandelt ist und ihre Aussagen morgen danach einrichten. Insofern habe er seiner Klientin angerathen über einzelne Punkte die Aussage zu verweigern. — Präsi.: Dann frage ich die Angeklagte Heuge, ob Sie auf meine Fragen antworten will oder nicht? — Angekl.: Ich überlasse es meinem Verteidiger. — Präsi.: Dann frage ich den Herrn Verteidiger. — Rechtsanwält Dr. G.: Dann möchte ich der Angeklagten raten, sich vorläufig nicht anzulassen. — Präsi.: Angeklagte, wollen Sie mir antworten oder nicht? — Angekl.: Nein. — Präsi.: Dann gehe ich zur Zeugenvernehmung über. — Der Verteidiger Dr. Wallien will auch seinerseits anführen, daß er sich der Erklärung seines Mitverteidigers anschließt, der Präsident entzieht ihm aber das Wort.

Eine der wichtigsten Zeuginnen ist die Frau Utheß, deren Vernehmung längere Zeit in Anspruch nimmt. Ihre Wahrnehmungen und Behauptungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Utheß'schen Eheleute wohnten zur Zeit des Mordes im Hause Veteranenstraße 13 auf dem Hofe im Keller. Ihre Wohnung bestand aus Küche, Stube und Kammer, die in der bezeichneten Reihenfolge belegen waren, sodas jeder, der nach der Stube oder Kammer wollte, durch die Küche gehen mußte. Die Küche wurde im September 1887 von dem Angeklagten Heuge bewohnt, in der Stube wohnte die Frau Utheß, die damals allein war, denn ihr Mann befand sich wegen schweren Diebstahls in Untersuchungshaft. (Er wurde am 28. September desselben Jahres zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt.) Den dritten Raum der Utheß'schen Wohnung hatte die Wittve Hahn, eine Stiefschwester der Angeklagten Frau Heuge inne. Diese Wittverin unterhielt mit dem Arbeiter Priesler ein Liebesverhältnis. Die Zeugin Utheß giebt über die Begebenheiten am 26. September folgende Schilderung: Gegen 10 Uhr Abends begab ich mich mit den Heuge'schen Eheleuten nach dem Himmelsberg-Platz zum Tischler Denzel. Derselbe begleitete mich nach den Heuge'schen Eheleuten gegen 12 Uhr nach unserer Wohnung, Veteranenstr. 13, zurück. Denzel blieb mit mir in der Stube, die Heuge'schen Eheleute blieben in der ihnen eingeräumten Küche. Die zur Küche führende Thür schloß nur schlecht, ich beobachtete die Heuge'schen Eheleute durch einen Spalt und sah, daß sie sich angekleidet auf's Bett legten. Frau Heuge trug einen Mantel von braunem Stoff mit gelben Streifen, einen hohen spitzen zulaufenden Hut dessen eine Krempe aufrecht gebogen und der mit einer gelben Seidenseife geziert war. Heuge trug einen braunen Rock und eine Balkenmütze, die er sich von mir geforgt hatte. Er sagte bei jener Gelegenheit, er habe einen Gang vor und wolle bei demselben nicht so leuchtlich sein. Gegen 2 Uhr Nachts bemerkte ich, daß die Heuge'schen Eheleute schliefen. Ich schloß ein und wurde wieder wach, als mein kleiner Hund, ein Miß, bimm machte. Ich hörte, daß die Heuge'schen Eheleute zurückkehrten und überlegte mich, daß es schon 1 Uhr war. Frau Heuge sah in meine Stube hinein, sagte aber nichts, sondern legte sich auf's Bett. Ich fand nach einiger Zeit auf und löschte Kaffee, den ich den Heuge'schen Eheleuten hineintrag. Frau Heuge sah auf dem Bett, ihr Gemann hatte sich das Oberbett vollständig über den Kopf gezogen. Ich holte Milch und als ich zurückkehrte, war die Heuge, auf dem Bett liegend damit beschäftigt, das Hand ihres Gemannes auszubessern. Es war an verschiedenen Stellen wie mit Nadeln gerissen, der Kopf des Heuge lag auf dem Bett, ebenfalls in zerkleimtem Zustande und mit losgerissenen Schößen. Als ich Heuge später sah, bemerkte ich frische Kratzenwunden im Gesicht. Die Heuge erzählte mir auf mein Verfragen, daß sie sich mit ihrem Manne geschlagen habe. Am Nachmittage des 27. September wollte ich das Bett der Angeklagten beziehen. Als ich den Strohsack aufrückte, bemerkte ich zwischen diesem und dem Bett ein Bündel, welches ich auseinander nahm. Es war ein Mannsbund, welches am Vordertheil mit Blut bespritzt war. Es ist später nicht mehr zum Vorschein gekommen und nehme ich an, daß es verbrannt worden ist, da ich in der Nacht darauf bemerkte, daß Heuge's Feuer in der Kochmaschine machten. Schon ehe Frau Heuge das Haus verlassen hatte, sagte sie zu mir: „Denken Sie mal, heute Nacht, haben sie den Nachtwächter Braun ermordet.“ — Präsident: Frau Zeugin, dies ist eine sehr schwerwiegende Behauptung, wissen Sie genau, daß Frau Heuge dies sagte, bevor sie fortgegangen war? — Die Zeugin

bleibt dabei, daß sie dies mit aller Bestimmtheit wisse. — Präsi.: Warum haben Sie früher denn nicht von Ihren so wichtigen Wahrnehmungen Mitteilung gemacht? — Zeugin: Ich fürchtete mich, weil ich allein dastand.

Hier muß der Präsident die Verhandlung unterbrechen und eine halbstündige Pause eintreten lassen, da Frau Heuge erklärt, daß sie ohne Erholung ihres kranken Zustandes wegen nicht weiter folgen könne.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen erklärt die Zeugin Utheß weiter, daß am Morgen nach dem Morde die Angeklagten gegen 9 Uhr mit der Bemerkung ausgegangen seien: „Wir wollen nur gehen, sonst holen sie uns am Ende noch.“ Die Zeugin will das darauf bezogen haben, daß die Angeklagten unangemeldet bei ihr wohnten.

Angel. Heuge: Herr Gerichtshof, ich widerspreche Alles, was die Zeugin Utheß sagt. Ich bin mit meiner Frau und Frau Utheß am 26. September gegen 11 Uhr nach dem Himmelsberg-Platz gegangen, dort hat Frau Utheß einen Tischler gefunden, der sie in ihre Stube begleitete. Ich bin mit meiner Frau bald darauf auch in unsere Küche zurückgekehrt und da meine Frau noch in der Nacht auf die Straße ging, so ging ich mit einem Kopfschmerz und einer Steppdecke durch das Zimmer der Utheß hindurch und bettete mich auf dem Fußboden der Kammer der Hahn. Was meine Frau inzwischen gethan, weiß ich nicht; sie hat des Morgens erst mich in die Küche zurückgeholt. Ich habe dann Feuer in der Maschine gemacht und für meine Frau heißes Wasser bereitet. — Die Zeugin Utheß bestreitet entschieden, daß der Angeklagte in jener Nacht durch ihr Zimmer hindurch gegangen sei, da sonst ihr sehr wachsammer Hund angefallen hätte.

Der Tischler Denzel, welcher in jener Nacht die Utheß begleitet hatte, bestätigt im Allgemeinen deren Angaben.

Wittve Hahn, als Halbschwester der Angeklagten, verweigert ihr Zeugnis.

Um 7 1/2 Uhr muß die Verhandlung abgebrochen werden, da die Angel. Heuge erklärt, unfähig zu sein, weiter im Saale anzuhalten. Die Verhandlungen werden Dienstag 9 1/2 Uhr fortgesetzt werden.

Gegen den Tapezierer Frh Krüger (Niddorf) wurde wegen Gotteslästerung beim Landgericht II verhandelt. Der Angeklagte hatte in einer Versammlung in Niddorf im Anschluß an ein wissenschaftliches Werk eine Berechnung mitgeteilt, die den Nachweis der Unmöglichkeit der „Himmelfahrt“ eines Menschen daraus führen wollte, daß selbst eine Bewegung von der Geschwindigkeit des Lichtes diese Person seit dem Anfang unserer Zeitrechnung nicht weiter als bis an die Milchstraße hätte bringen können. Die Beziehung auf das Dogma der Himmelfahrt war ungewisshaft, wenn auch über den Wortlaut einige Differenz herrschte. Der Angeklagte bestritt aber jede Absicht der Beschimpfung und erklärte, lediglich seine wissenschaftliche Ueberzeugung in angemessener Form kundgeben zu haben. Er wurde hierin durch die auf Antrag der Verteidigung geladenen Zeugen Prediger Büchel und Lehrer König unterstützt, welche obgleich grundsätzlich auf entgegengelegtem Standpunkt stehend, aus der Redeweise des Angeklagten nur die Aeußerung einer energischen Ueberzeugung herausgehört hatten. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft hatte solchen Zeugnissen gegenüber einen schweren Stand, sah aber in der Neuherung des Angeklagten eine „Beschimpfung der Kirche“ deswegen, weil durch diese Ausföhrung, welche die Unrichtigkeit einer christlichen Lehre beweisen wollte, die Zuhörer zu der Auffassung kommen könnten, die Lehre sei „unfönnig“ und die Kirche verbeite unfönnige Lehren. Der Verteidiger, Rechtsanwält Heine, führte aus, daß mit einer solchen Beweisführung jede Kritik einer Lehre zu einer Beschimpfung gestempelt werden müßte, und beantragte Freisprechung, auf welche der Gerichtshof erkannte. Das Urtheil wurde aus dem Zuhörraum mit „Bravo“ begleitet. Der Exzident wurde sofort aus dem Saale entfernt.

Verfassungen.

Zwei öffentliche Agitationsversammlungen des Bundes aller in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter Berlins tagten am 28. d. Mts. im Norden und Osten Berlins. In der ersten sprach Genosse Guth über die Wirkungen der kapitalistischen Produktionsweise und in der zweiten Versammlung Genosse Hoffmann über den Nichtstunabend. Beide Redner entledigten sich ihrer Aufgabe zur Zufriedenheit der Anwesenden. Eine kurze Diskussion folgte den Vorträgen.

In der Nordversammlung beschloß man, am 18. Oktober der Deutschen Hofabrik einen Besuch in corporis abzusenden, überhaupt soll der Geist der Gewerksamkeit durch öftere Zusammenkünfte — hauptsächlich des Sonntags Vormittags — mehr gepflegt werden. Diese Art Morgensprachen werden bei Wille, Hoopfar, 32, des Sonntags früh stattfinden.

Rose richtete dann die Bitte an die Genossen, zahlreich einer Organisation beizutreten bezw. sich in die bestehenden Arbeitervereine zu Köpenick, Adlershof und Glienicke einschreiben zu lassen.

Hierzu gab Wöckert noch bekannt, daß man für Adlershof sich außer in den Vereinsversammlungen noch beim Zigarettenhändler Demoin einschreiben lassen könne.

Gräbert geißelte in treffenden Worten, daß noch viel zu wenig Arbeiterblätter gelesen werden, und forderte zum Abonnement auf den „Vorwärts“ und das „Volksblatt“ auf, bat auch, die Anzeigen-Zeitungen (wie den „Köpenicker“), fernst die Schandliteratur (wie die sogenannten Sinterreppen-Romane etc.) bei Seite zu legen und dafür die sozialistischen Broschüren und Bücher zu lesen.

In einem kräftigen Schlußwort forderte Singer die Anwesenden auf, sich zahlreich den bestehenden Arbeiter-Bildungsvereinen anzuschließen, um aus denselben das wissenschaftliche Hülfsmittel zu dem Kampfe, welchen die Arbeiter auszuföhren haben, und schloß mit einem dreifachen Hoch auf die Sozialdemokratie, in das die Versammlung begeistert einstimmte.

Die allgemeine Buchdrucker-Versammlung, welche am 27. September in großen Saale des „Böhmischen Brauhauses“ abgehalten wurde, während gleichzeitige eine Versammlung von Peinigen in einem anderen Lokale tagte, fand unter so gewaltigem Andränge der Berliner Gewerkschaft statt, daß sich der Saal als zu klein erwies und deshalb lange vor Eröffnung der Versammlung polizeilich gesperrt werden mußte. Die Versammlung wählte ins Bureau die Herren Philipp Schmitt, Haber und Schuber und trat sodann in die Erörterung der Tagesordnung ein, deren erster Punkt lautete: „Die Statistik der Berliner Buchdrucker.“ zu dem als erster Redner Herr Schmitt das Wort nahm. Derselbe war der Meinung, daß der Zweck, der mit der Statistik erreicht werden sollte, vollständig erreicht worden sei und dieselbe ein sehr werthvolles Material bilde, welches sich Jeder aufbewahren möge. Wenn nach der Statistik 1492 unorganisirte Geheften den organisirten gegenüber ständen, so sei dies nicht so furchtbar, wie es ansähe, denn von den Nichtorganisirten wären Fallos und Korrektoren, deren Erfahrung mächtig nur wenige dem Untersuchungsverein sich anschließen, ferner das Personal der Reichsdruckerei, sodann das der „Börsen-Zeitung“, des „Berl. Lokal-Anzeiger“, des „Freundenblatt“ und anderer Oeffnungen, die für den Lari nicht in Betracht kommen, in Abzug zu bringen, sodas die Zahl der unorganisirten Geheften auf höchstens 600 zusammenzuschumpfe. Dies seien nicht besonders zu fürchten, ständen nur in keinen Oeffnungen und könnten schon wegen meist mangelhafter Ausbildung überhaupt nicht zu wirklich tarifmäßigen Preisen arbeiten. Redner empfahl, die Statistik zu be-

